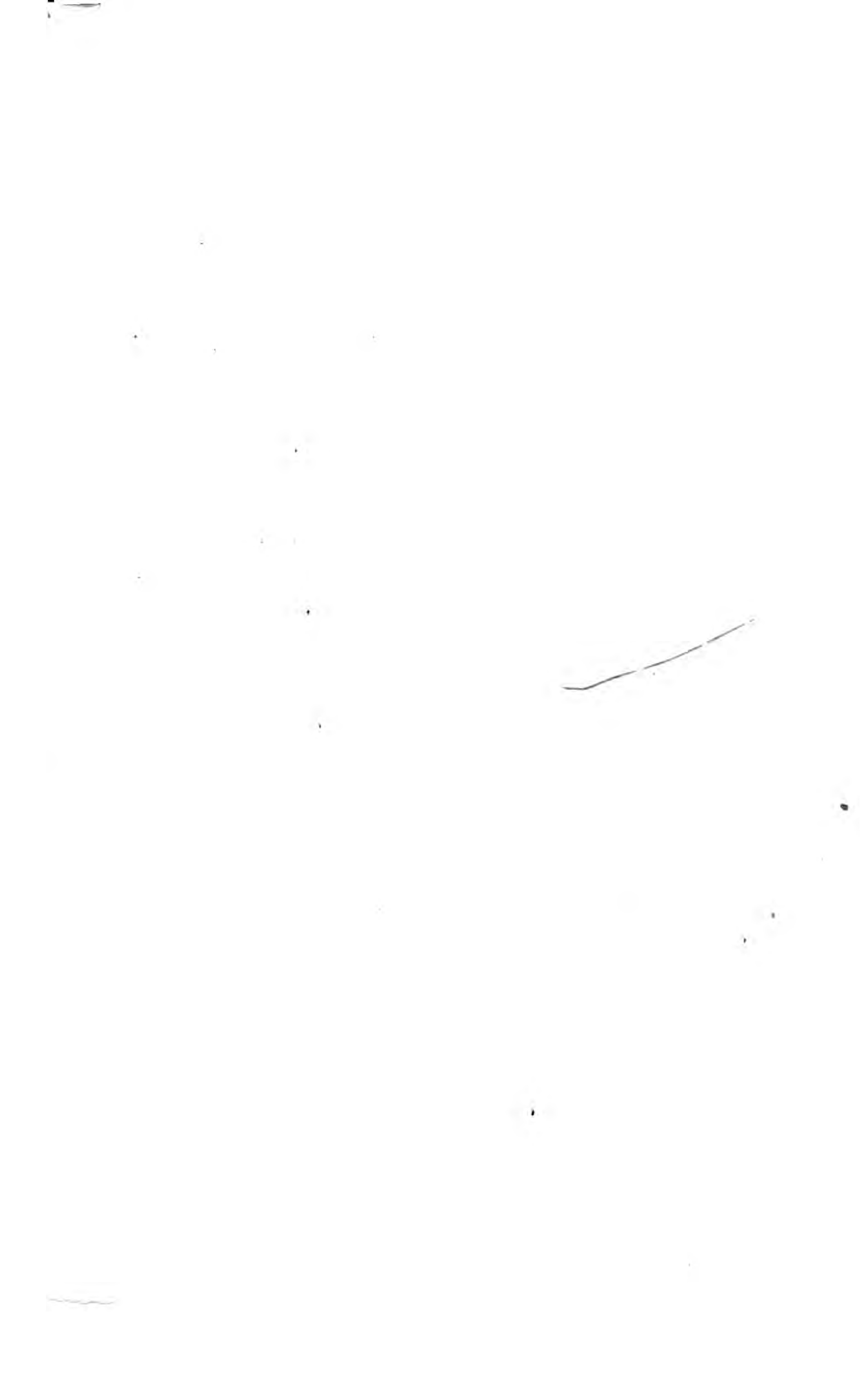
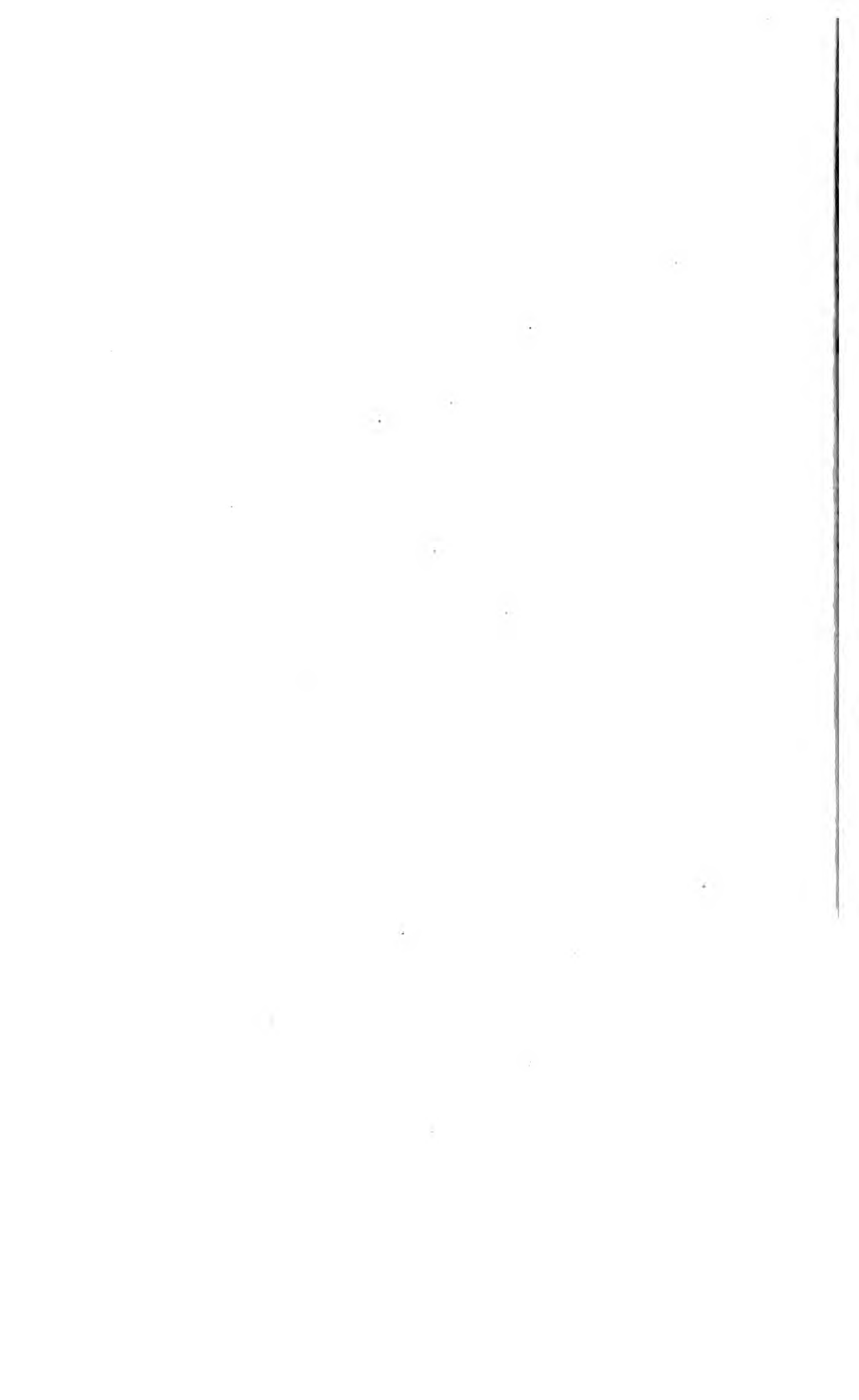

Princeton University Library
32101 068174091









Preis 50 Pfennig der Band.



ENGELHORNS

allgemeine

ROMAN-BIBLIOTHEK.

NEUNZEHNTER JAHRGANG.

Band 12.



Geschichten von der Nordkante

von

Luise Westkirch.



Alle 14 Tage erscheint ein Band.

Man abonniert in allen Buchhandlungen.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

Alle vierzehn Tage erscheint ein Band.

Preis jedes Bandes: **50 Pfennig.**
Elegant in Leinwand gebunden: **75 Pfennig**
Jährl. M. 13.— broschi[ert]
M. 19.50 gebunden.

Über „Engelhorns Romanbibliothek" schreibt der „Hamburgische Correspondent":

Das ist ein Unternehmen, das in jeder Weise gefördert zu werden verdient! Als vor mehr denn 18 Jahren die ersten roten Bände erschienen, mag mancher Kurzsichtige und Engherz den Kopf geschüttelt haben über das tolle Wagstück, wirklich gute und wertvolle geistige Kost so billigen Preisen zu verabreichen. Wenn man heute auf die lange Reihe von Jahren zurückbl wie viel ist da nicht schon erreicht! Fast kein Haus, keine Familie, wo die soliden Bände nicht i Einzug gehalten hätten; fast keine, noch so klein angelegte Privatbibliothek möchte die si freundlich präsentierenden roten Freunde aus ihrer Mitte missen. Und doch, noch gibt es viel zu Noch gibt es Häuser, in denen die vermorschten und verrotteten Hintertreppenromane lieber ge werden. Hier wäre es Pflicht jedes Nächststehenden, die giftige Saat zu verdrängen und an Stelle die gesunde und durchweg gute Kost der „Engelhornschen Allgemeinen Romanbibliothek legen. Der glücklich Geheilte wird, wenn er erst klar sieht, dem freundlichen Helfer sicher Dank w

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pfennig für den broschierte 75 Pfennig für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang. Band 1. 2. **Ohnet**, Der Hüttenbesitzer. — 3. **Conway**, Aus Nacht zum 4. **Praed**, Zéro. — 5. 6. **Gréville**, Wassilissa. — 7. **Aïdé**, Vornehme Ges — 8. 9. **Ohnet**, Gräfin Sarah. — 10. **Braddon**, Unter der roten Fahne. — 11. **Halévy**, Abbé Consta 12. **Verga**, Ihr Gatte. — 13. 14. **Reade**, Ein gefährliches Geheimnis. — 15. **Theuriet**, Géra rat. — 16. **Gréville**, Dosia. — 17. **Kraszewski**, Ein heroisches Weib. — 18. 19. **Norris**, Eheg 20. **Kielland**, Schiffer Worse. — 21. **Colombi**, Ein Ideal. — 22. **Conway**, Dunkle Tage. — 23. **Bo** Spielhagen, Novellen. — 24. **Vincent**, Die Heimkehr der Prinzessin. — 25. 26. **Delpit**, Ein Mu

Zweiter Jahrgang. Band 1. 2. **Ohnet**, Der Steinbruch. — 3. **Lindau**, Helene Ju 4. **Bret Harte**, Maruja. — 5. Die Sozialisten. — 6. **Halévy**, Criqu 7. **Wilbrandt**, Der Wille zum Leben. Untrennbar. — 8. **Valera**, Die Illusionen des Dr. Faus 9. 10. **Farjeon**, Zu fein gesponnen. — 11. **Kielland**, Gift. — 12. **Kielland**, Fortuna. — 13. 14. Lise Fleuron. — 15. **Farina**, Aus des Meeres Schaum. — 16. **Frey**, Auf der Woge des Glücks. — **Croker**, Die hübsche Miß Neville. — 19. **Feuillet**, Die Verstorbene. — 20. **Hopfen**, Mein erstes Ab u. a. G. — 21. 22. **Alexander**, Ihr ärgster Feind. — 23. **v. Glümer**, Ein Fürstensohn. — 24. **Bret Harte**, Von der Grenze. — 25. 26. **Conway**, Eine Familiengeschichte.

Dritter Jahrgang. Band 1. 2. **Remin**, Die Versaillerin. — 3. **Braddon**, In Acht und — 4. **Schjörring**, Die Tochter des Meeres. — 5. 6. **Malot**, Lie Bonnet. — 7. **About**, Pariser Ehen. — 8. **Marryat**, Hanna Warners Herz. — 9. 10. **Boyese** Tochter der Philister. — 11. **Gréville**, Savelis Büßung. — 12. 13. **Ohnet**, Die Damen von Mort. — 14. **Pasqué**, Die Glocken von Plurs. — 15. 16. **Daudet**, Fromont jun. und Risler 17. **Hopfen**, Der Genius und sein Erbe. — 18. **Reade**, Ein einfach Herz. — 19. 20. **Malot**, — 21. **Norris**, Mein Freund Jim. — 22. **Sienkiewicz**, Hanna. — 23. **de Tinseau**, Das beste 24. 25. **Conway**, Lebend oder tot. — 26. **de Bonnières**, Die Familie Monach.

Vierter Jahrgang. Band 1. 2. **Haggard**, Eine neue Judith. — 3. **Ohnet**, Schwarz und — 4. **Feuillet**, Das Tagebuch einer Frau. — 5. 6. **Remin**, Jahre des — 7. **Lafontaine**, Gute Kameraden. — 8. **Lie**, Die Töchter des Commandeurs. — 9. 10. **Mal** — 11. **Gréville**, Die Erbschaft Xenias. — 12. **Voß**, Kinder des Südens. — 13. 14. **Fogazzaro** Cortis. — 15. **Farjeon**, Die Herz-Neune. — 16. 17. **Ohnet**, Sie will. — 18. **v. Wolzogen**, Die Kind der Excellenz. — 19. **Farina**, Um den Glanz des Ruhmes. — 20—22. **Daudet**, Der Nabob. — 23. **Burnett**, Der kleine Lord. — 24. **Theuriet**, Der Prozeß Froideville. — 25. 26. **Braddo**n, Stella

Fünfter Jahrgang. Band 1. 2. **Hopfen**, Robert Leichtfuß. — 3. **Daudet**, Der Unst 4. **Ouida**, Lady Dorotheas Gäste. — 5. 6. **Memini**, Marchesa d' 7. Was der heilige Joseph vermag. — 8. **v. Glümer**, Alessa. Keine Illusionen. — 9. 10. **Phil** einem Spiegel. — 11. **Kielland**, Schnee. — 12. **Claretie**, Jean Mornas. — 13. 14. **Wood**, Au — 15. **v. Roberts**, Satisfaktion. — 16. **Gravière**, Die Scheinheilige. — 17. 18. **Ohnet**, Do — 19. **Peschkau**, Frau Regine. — 20. **de Maupassant**, Zwei Brüder. — 21. 22. **Farina**, Me 23. **Gréville**, Dosias Tochter. — 24. **Lie**, Der Lotse und sein Weib. — 25. 26. **Daudet**, Numa

Forts. siehe 3. Seite de[s] Umschlags.

* Engelhorns *
Allgemeine Roman-Bibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane
aller Völker.
19. Jahrgang. • Band 12.

Geschichten von der Nordkante

von

Luise Westkirch.

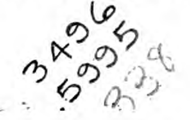
Stuttgart 1903.
Verlag von J. Engelhorn.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Einmal zur rechten Zeit.

Ein flacher Sandweg; der Wind fährt ungebrochen drüber hin. Eintönig rauschen die Wellen der Ostsee gegen den Strand, der platt und öde und kahl hier in die Flut fällt. Aber ringsum von hohen Ufern schauen in grünem Kranz üppige Buchenwälder in das blaue Becken der Kieler Föhrde. Mit gerader Linie einschneidend, streckt ein Wasserarm sich tief hinein in das wellige Land, das seine üppigen Knicke wie ein nimmer endender Busch durchziehen. Der Kanal, der alte Eiderkanal ist's mit seiner hochgelegenen Sohle und seinem engen Bett. Aber nur wenig weiter den Strand hinab erhebt ein Cyklopenwerk sich hoch in die Lüfte, bohrt sich tief ein in den Schoß der Erde, ein Gigantenbau, ein Wunder der Welt, die Schleuse des neuen Nordostseekanals. Nicht menschliche Hände scheinen ihre ungeheuren Sandsteinquadern getürmt zu haben, nicht Menschenkraft scheint hier dem Element Gesetze vorschreiben zu wollen. Noch liegt ihr ungeheures Becken trocken. Der Blick kann schwindelnd die Höhe der Wassertürme, die Tiefe der Sohle ermessen, auf der ein Schienengewirr sich hinzieht wie ein Netz, ausgeworfen, um die Naturkraft einzufangen, auf der drei Trockenbagger laut keuchend ihre Reihen Eisenzähne in das widerstrebende Erdreich schlagen, es herausnagen und zum Takt der rasselnden Ketten in die bereitstehenden Wagen speien, die eine kleine fauchende Lokomotive, ungeduldig zur Abfahrt, den immer neu mit Erde gefüllten Riesenrachen unterschiebt.

Aber die Uhr in dem Türmchen der langen Holzbaracke hoch auf dem Ufer hebt zum Schlage aus. Mittag!



Von den Treppen, den Gerüsten, die in dreifachem Gürtel den Schleusenraum durchziehen, klettern die Arbeiter, ein Ameisengewimmel. Mittag! In der Kantine steht das Essen fertig für die, die seiner begehren. Einige führen auch eigene Küche, kochen wunderliche Nationalgerichte auf noch unverwandten Granitquadern, über die der Wind die rote Flamme weht wie einen glutgewobenen Schleier. Manche auch gehen andern Genüssen nach als der Füllung ihres Magens. Ein buntscheckiges Gewirr von Menschen, von Trachten. Alle Nationen haben ihre Sendboten geschickt, ihren Auswurf, ihre abgefallenen Blätter. Fragt nicht nach Namen und Geschichte derer, die den Rest ihrer verzettelten oder verkümmerten Lebenskraft eingraben, versteinern in dem ungeheuren Werk, das trotzig durch die Jahrhunderte ragen wird, während ungekannt in Staub zerfällt das ungezählte Heer, die Armee der Heimatlosen, Deklassierten, deren Muskeln es schufen. Der Fortschritt der Menschheit sproßt siegreich auf aus solchen Leichenfeldern ohne Gedenkstein und Inschriften.

Sie philosophieren nicht, die dort tagwerken. Sie arbeiten und leben, leben heiß und rasch. Dort braten drei Italiener ihre Makkaroni, die bunten Zipfelmützen auf dem Kopf; auf der braunen Brust, die das wollene Hemd freiläßt, das Amulett, das die Mutter bei der Firmelung ihnen umgehängt hat, lang ist's her! in einem Felsen- und Räubernest irgendwo in den Bergen. Dort handelt der Kroat in haarlos gewordenem Schafpelz mit einem beweglichen Polacken in schmutzglänzender Schnürenjacke um eine Versteinerung, die jener beim Baggern gefunden hat. Langsam, mit wuchtigem Schritt wandelt der blonde Schwede durch das Gewirr zur Kantine. Er ist an gute Kost gewöhnt. Nicht gelüstet's ihn, den Schlesier nachzuahmen, der seine Pellkartoffeln mit Branntwein anfeuchtet und seinen Lohn spart, um im Winter in der Heimat drei Monate lang ein Herrenleben zu führen. Und dem Schweden schließt der Holsteiner

sich an, die Militärmütze schief über dem offenen, frohen Gesicht stampft er dahin. Er gehört zu den wenigen hier, die keine Vergangenheit haben, aber wohl eine Zukunft. Der nachgeborene Sohn eines Hofes ist's. Erdarbeit war seine Bestimmung von der Wiege an. Der Staat bezahlt mehr als der Bauer, mehr als der Gutsherr, also arbeitet er für den Staat. Er läßt sich nichts abgehen, denn seine Muskeln sind sein Vermögen. Gleichwohl hat er ein wenig zurückgelegt. Ein paar hundert Mark wird sein Ältester ihm als Abfindung herauszahlen; eine Muhme, deren Liebling der blauäugige Bursch von Kindsbeinen an gewesen ist, verwahrt für ihn im Bettstroh ein Sparkassenbüchlein. Rafft er all diese Habe zusammen, mag es ihm wohl gelingen, eine Hufe Erde zu kaufen, ein Fleckchen Gartenland nahe bei einer großen Stadt, deren Markt er mit Gemüse und Obst, Geflügel, Eiern, Butter beschicken kann. Von solchem Unternehmen träumt er über seiner Arbeit. Eine Frau freilich gehört dazu, eine Frau mit verständigem Sinn und starken Armen, die den Handschlag nicht zählt und wägt, deren Arbeitskraft mit der sinkenden Sonne noch nicht niedersinkt. Solche Frauen gibt's in Schleswig und Holstein, diesseits und jenseits des Kanals. Ei ja, gewiß! grad solch eine Frau wie er sie braucht, kräftig, gesund und hübsch und lustig dazu. Er lächelt, während er die Leiter hinauf klettert aus dem tiefen Schlund der Schleuse. Und dann hält er die Hand vor die Augen und steht verdutzt. Wer wandelt denn dort drüben den Sandweg entlang? zwischen den sparsam verstreuten Häusern? Er kennt doch das Flattern dieses gestreiften Rockes mit dem breiten Sammetsaum, das Wiegen der Gestalt in dem knappen schwarzen Sammetmieder! Jedes windzerzauste Härchen kennt er, das unter dem weißen Vierländerinnenhäubchen um das rosige Gesicht weht. Die drallen nackten Arme schwenken nachlässig ein Servierbrett. Sie hat dem Ingenieur Morungen, der drüben in dem roten Hause wohnt, das Mittagbrot gebracht, die

Doris aus dem Schleusenkrug. Nun schlendert sie nach Holtenau zurück.

Wilm Lorensen aber ballt die Faust. Der dicke Wirt hätte wohl seinen Jungen beordern können. So 'ne schmucke Dirne wie die Doris schickt man nicht grad um Mittag einem Haufen Mannsvolk über den Weg. — Richtig! Da klettert schon der Peretti, der Italiener, den Damm hinauf wie ein Eichkater. Daß er doch wie ein Faß in die Tiefe rollte! Was braucht der ausländische Wicht deutschen Mädchen die Köpfe zu verdrehen? Niemand weiß, wo er herkommt, was er etwa daheim auf dem Kerbholz hat. Aber mit seinen unvernünftig großen, pechschwarzen Zigeuneraugen funkelt er die Weiber an, bis sie die Besinnung verlieren, und ob er gleich eine Sprache radebrecht, über die jeder Schulmeister die Hände ringen müßte, lauschen sie wie behext dem Kauderwelsch, wenn er ihnen erzählt von den nackten Felsen seiner Heimat, die rot und weiß in die Wolken ragen, umkreist von Adlern und Geiern, von Olivenhainen und Myrtenhecken, von goldstrotzenden Kapellen über blauen Seen, in denen Mädchen mit Spitzenmantillen und Fächern beten, vor denen Mädchen und Burschen am Marienfeste tanzen, in Holzschuhen, aber von andrer Form als die nordischen Holzschuhe mit ihren wärmenden Strohwischen, in Schuhen mit hohen, bunten Absätzen und aus deren Spitzen zierlich die nackten Zehen hervorleuchten.

Hei! und nicht bloß der Ausländische, auch Peter Svensen aus Kappeln steht drüben in den Binsen am Wasser, starr wie Lots Weib und stiert unter dem braunen Haarbüschel, der ihm struppig in die niedere Stirn hängt, nach der Dirne hinüber; der schwerfällige Plumpsack, der seine Glieder rührt, als müßt' er jedes einzelne erst aufwinden, und dem jeder Lohnüberschuß draufgeht in Strafgroschen für Zuspätkommen, zum Courschneiden dünkt er sich behend genug. „Daß euch der Satan in die Parade fahre, ihr sakramentischen Schnapphähne!"

Doch weil nicht zu erwarten stand, daß seine höllische Majestät diesen Auftrag ausführen werde, ließ Lorensen mit einem Fluch sein Mittagessen im Stich und setzte sich in Trab. Wie er sich aber auch beeilte, der geschmeidige Italiener war ihm zuvorgekommen und redete bereits eifrig auf das Mädchen ein, als er keuchend das Paar erreichte.

„Mahlzeit, Fräulein Doris. Is es woll erlaubt, daß ich ein büschen mit Sie da lang gehe? Ich — ich wollt' auch mal nach Holtenau —"

„Eh, Kamerad," knurrte der Italiener, „hat sich Signora schon Kavalier. Mach dich dünn! Pascholl —"

„Das werd' ich tun, wenn Doris mich das selbsten sagt."

Die Maid wirbelte zwischen den vollen Lippen eine weiße Ringelblume und sah schelmisch von einem ihrer Verehrer zum andren.

„Je, Herrens, soviel ich davon weiß, is der Weg für alle Menschens."

„Das is er," bestätigte Lorensen grimmig. „Bloß, es is schade, daß er das is."

„Carambo," sagte der Italiener, „deutsches Bär! — Peretti nix streiten vor der Signora. O, ich wollt', Sie könnt' kommen in mein Land — Sie würd' nix verlang' zurück."

„Ankucken möcht' ich mich das gans gern 'mal, Herr Perdü," versicherte Doris. „Ich mein' man, es würd' mich da ein büschen zu warm sein."

„Sonnenschein! Sonnenschein! — Nicht, was die Deutsch so nennt: Feuer! — Und abends tanzen — tanzen! Die Mädchen mit Kastagnetten — und Korallen — Korallen so dick! am Hals, an den Händen, in den Ohren! Korallen, überall Korallen!"

„Korallens mag ich leiden," gestand Doris. „Auf 'n Kieler Umschlag war ein, der hat 'n gansen Kasten voll."

„Haus un Hof is besser als Korallens," erklärte Lorensen.

Peretti lachte. „Haus! Hof! Gut für Land mit acht Monat Winter, mit berghoch Schnee. Bei uns Haus der ganz Himmel. Hof ein Gebüsch von Kamelias all in Blüten, ein Wald von Oliven —"

„Hören Sie auf," sagte der Holsteiner. „Eine einzigste richtige Ostseebuche is mich lieber als zehn so 'ne krümperige Olivenstümpe." Er hatte Oliven nie mit Augen geschaut, sein gekränkter Nationalstolz machte ihn hellsehend.

Aber Doris war nachdenklich geworden. „Das sagen Sie nich, Lorensen. Wenn der Ölbaum so hoch aus die Sündflut hervorstechen tat, daß die Taube da ein Blatt von abpicken konnt', denn muß ihm doch ein gansen ansehnlichen Baum sein."

„Ich begreife man bloß nich," stichelte Lorensen, „warum die Italieners in so 'n wunderschönes Land gar nicht in bleiben."

„Ein Sach' aber hab' die Deutsche so gut wie wir," fuhr Peretti fort, „die Frauen. Nein, besser! Frauen mit Haare wie reife Ähren, Frauen wie Mondschein! wie die klare Bäche in Deutschland. Die italienische Frauen sind zu wild, zu hart, und hart zu hart gibt schlechte Musik. — — Aber die deutsche Fraue, ah! sanft und klug und besonnen. Ich verehr' die deutsche Fraue — —"

Lorensen fing wütend an, den Dessauer Marsch zu pfeifen. Jetzt fehlte bloß noch, daß Svensen auch heranscherwenzelt kam! Aber nein, der stand wie ein Baum in seinen Binsen.

„Lorensen! Kamerad," sagte der Italiener zu dem Pfeifenden, „— wenn ich dich langweil', du weißt, wir brauchen dir nix — die Signora und ich — eh? nich wahr?"

Doris machte eine Bewegung. „Lorensen will doch zu mein Kaptän. Wie können wir ihn das woll wehren? — Un kuck 'mal! da sünd wir ja all. Gar nich lang is mich der Weg vorgekommen. Adjüs auch, Herr Perdü." Sie sah den Italiener lächelnd an. „Und weil Sie so bannig

schön snaken können — da!" Sie nahm die Ringelblume aus dem Mund und reichte sie ihm. „Aus gutem Herzen! Ich hab' nix Besseres. Myrten und Chamäleons wachsen ja nich in unsern Boden."

Vor dem Trio lag der Schleusenkrug auf hoher Warft, eng zusammengekauert über dem Wasserarm. Das neue Kanalbett schnitt ihm einen Teil seines Grund und Bodens weg; nur ein schmales Dreieck blieb, Platz für das Haus mit seinen blank glänzenden Fenstern und drei eng zusammenstehenden Buchen, unter denen Tische und Bänke sich zusammendrängten wie eine Schafherde beim Gewitter. Ein ehemaliger Schiffskapitän hielt hier Ausschank und machte gute Geschäfte.

Während der Italiener unter einer Flut von Beteuerungen in seiner Muttersprache die Blume mit Küssen bedeckte, traten Doris und Lorensen in den schmalen Hausgang. Dem Burschen saß der Zorn würgend in der Kehle und zitterte in seinen geballten Fäusten. Er stampfte über die sandbestreuten Fliesen hin, stumm, ohne aufzusehen, immer weiter, der Tür zu, die auf der Rückseite des Gebäudes wieder ins Freie führte.

„Je, Lorensen," erkundigte sich Doris, „willst denn nich zu mein Kaptän?"

Er biß die Zähne zusammen. „Ich will fort."

„Fort?"

„Ja, von dir, du slechte Dirn!"

Doris stieß das Tablett auf einen Tisch und ging dem Voranschreitenden nach.

„Warum bist mit eins so falsch, Lorensen? Weil ich den Musje Perdü hab' snaken lassen?"

„Wenn du den swarzen Tater leiden magst, denn brauchst du das man bloß zu sagen. Es gibt noch Deerns genug im Lande. Da is kein Mangel an."

Sie standen in dem engbrüstigen Gärtchen unter den drei Buchen. Doris betrachtete ihn kopfschüttelnd.

„Lorensen — du bist wirklich zu dumm.“

„Aber blind bin ich nich,“ entgegnete er. „Hast du den ungewaschenen Kerl nich angeklappert mit deine Augens den ganzen Weg lang un dich was vorklönen lassen von Korallens un ein Haus mit den freien Himmel als Dach. — Un am Ende hast ihm gar die Blume geschenkt, dem Hanswurst! du! — du! —“

„Un warum hab' ich all das getan?“ verteidigte sich Doris, vor Lorensen hintretend. „Warum mußt' ich all das tun? — Doch man bloß, weil du gegen ihm wie so 'n rechten Bullrian un Dreschflegel losgezogen bist. Wenn die Jalousie dir packt, Lorensen, denn is das grad, wie wenn ein kalkuttschen Hahn auf 'nen roten Tuch losgeht, denn hörst un siehst nix.“

„Da brauchst du dich nich um zu kümmern, ob ich so 'n Kunden grob oder fein traktier'.“

Doris hob die Augen anklagend ob solcher Einfalt zum Himmel.

„So? Das soll mich denn woll auch egal sein, ob sie dir mit 'n Messerstich in 'n Rücken hinter 'n Knick auflesen? Die Italieners sind 'ne slimme Sorte, sagt mein Kaptän. Un ein slimmen Hund wirft man ein extra großen Brocken hin.“

„Ja, kören kannst gut,“ erwiderte Lorensen grimmig. „Den Svensen, den armen Narren, hast auch den Kopf verdreht.“

Doris mußte lächeln. „Gott bewahr' mich! Bist auf Svensen auch jalou?“

„Alle Mannsleut führst am Narrenband,“ beschuldigte er heftig weiter.

„Ja, freundlich bin ich mit sie alle,“ gestand Doris zu. „Adjüs also! —“

„Aber —“ Ihre Augen, blau und feucht wie die Wellen draußen, blitzten ihn schelmisch an — „aber lieb hab' ich man ein —“

Er wollte gekränkt vorüberschreiten, aber sein Empfinden

überwältigte ihn. Es war immer der gleiche Kreislauf: erst eifersüchtige Wut, dann weiche Schwermut.

„Doris, ein einfachen Menschen bin ich man, un — Korallens kann ich dich kein kaufen, aber ich hatt' mich das so schön gedacht, wenn du un ich — un ich un du — Ich mein', nachdem sie mit 'n Kanal zu Gange sind, so in ein, zwei Jahren — nee, ich hatt' mich das wunderschön gedacht —"

„Ich auch, Lorensen — un um Korallens, weißt, da geb' ich nix um."

„Wirklich nich?" Er packte ihre Schultern, er sah ihr fest in die Augen. Die Gewalt der Neigung, die in ihm rang und kämpfte, machte seine Lippen zittern. „Un süh — snaken kann ich auch nich. Ich kann nich, Deern! un wenn mich's inwendig alles um und um reißt. Wie so 'n richtigen Klotz liegt mich die Zung' in 'n Munde."

„Ums Snaken geb' ich auch nix, Lorensen. Das is wie Musje Perdü sein Haus von Luft mit 'n Himmel als Dach drauf. Für 'n fixe holsteinsche Deern is das 'n zu windigen Aufenthalt."

„Du glaubst ihn also nich?" jauchzte er. „Du magst ihm nich leiden?"

„Den gelbswarzen Lügenbüdl? — Der is ja wie so 'n richtigen Giftswamm!"

„Deern! Deern!"

Lorensen riß sie in seine Arme, preßte sie leidenschaftlich an sich.

„Bist nu zufrieden?" fragte sie.

„Ja, gansen zufrieden."

„Denn segel man fix ab, du große, dumme Jung, du."

„Doris! Doris! Soll ich denn nich 'n Augenblick — man ein kleinen Augenblick —"

„Nee, nee, ich hab' zu tun. Un denn, was sollt woll der Perdü denken, wenn er uns was aufpaßt?"

„Doris — wenn du es doch ehrlich mit mich meinst —"

„Denn brauch' ich das noch lang nich an die große Glocke zu hängen, damit daß all die slechten Kerls dich auffässig werden. Mach, daß du aus'n Haus kommst."

Er zögerte noch.

„Wenn du abers magst, kannst nach Schummern mal hintern neuen Leuchtturm kucken."

„Hintern Leuchtturm?"

„Kann sein, der Kaptän schickt mir nach Friedrichsort."

„So spät am Abend?"

„Kann sein, ich mach' den Weg gans gern. Es is man einmal schön un still hintern Leuchtturm —"

„Ich komm', Doris! Ich komm' gewiß!" —

Der Weg zu den Baracken schien völlig menschenleer, als Lorensen aus der Krugtür trat. Aber hinter Stein- und Kohlengerümpel am Kanal verborgen, lauerte Peretti, sah seinen Rivalen mit hochgehobenem Kopf, mit blitzenden Augen über den Sand stampfen, wie ein durstiges Rind, das eine Quelle wittert. Und er ballte die Fäuste und knirschte einen Fluch. —

Ein Uhr! Der Klang der Glocke rief zur Arbeit. Aus der Kantine, von den Betten der Baracken, von luftigeren Lagerstätten auf Bretterstapeln und auf verwildertem Gras stürmten die Bausklaven zum Werk. Stöhnend keuchten die Lokomotiven drunten auf der Sohle und hoch oben am Schleusenrand, schleppten weit hinaus ins Land die ausgebaggerten Erdmassen, schleppten von der Landungsbrücke heran die mächtigen Blöcke aus fernen Steinbrüchen, oder von hart arbeitenden Männern gefischt auf dem Grund des Meeres, das sie in Winterstürmen von Felsenküsten riß und südwärts wälzte in gewaltigen Armen. Menschenkunst hatte die vielgestaltigen in starre Würfelform gepreßt, um aus dem Raub des Meeres selbst die Zwingburg aufzutürmen gegen die begehrlich züngelnden, um sich greifenden Wellen. Da wo ein sinnreich gefügtes Rad künftig die Wasser zwingen sollte, selbsttätig die gewaltigen Schleusentore zu regieren,

wurden eben die letzten Sandsteinquadern eingemauert. Die Einsetzung jeder einzelnen war ein kleines Drama, ein Triumph des menschlichen Geistes über die lastende Wucht der Materie. Sorglich auf Stroh gebettet, kam der Riesenblock auf der Sohle langsam herangerückt. Mit angespannten Muskeln hoben und drehten vier Männer ihn keuchend in die Drahtseile, hängten sich an das Ende des Flaschenzugs, von dem gehoben der Koloß langsam, langsam emporschwebte über ihren Häuptern bis zum ersten Gerüst. Droben dieselbe Arbeit, erschwert durch die Enge des Stützpunktes, der drei geländerlosen Bretter haushoch in freier Luft. Und wieder der Eingriff des Flaschenzugs. Auf fuhr der Baustein zum zweiten, zum dritten Stockwerk, hinauf in Turmeshöhe, wo der Meister mit seinen Gesellen ihn einreihte in die glatte Stirn der Schleusenwand, daß er auch nicht um Haaresbreite aus dem Lot fiel, daß die wohlzementierte Fuge auch nicht dem fast körperlosen Tropfen das Durchsickern gestattete. Harte Arbeit war dies Steinaufwinden, besonders mit leerem Magen; Lorensen empfand's. Öfter als sonst seine Art war, griff er zur Schluckflasche.

„Ich mein', die da später mal mit Schiffens durchfahren, werden sich nich vermuten sein, was für'n Schinderei so ein einzigster Stein ein Menschen doch macht — Oha! Warm is's! — Sluck haben, Svensen?"

Mit einer Karre voll Bauschutt kam Svensen auf dem schmalen Gerüstweg daher, den Kopf mit dem braunen Haarschopf über der Stirn traumverloren gesenkt. Er antwortete nicht.

„He, Svensen!"

„Ja, die Sonn' scheint ein büschen warm. Macht nix."

„Ob du Sluck willst, frägt Lorensen," sagte ein langer, sehniger Mann, den sie den Hamburger nannten. Seinen Eigennamen hatte der Kanal ihm abgestreift wie vielen andern.

„Wie denn?"

Der Hamburger wies auf die Flasche.

„Snaps? — Nee, ich nich! Heut nich.“

Er schob vorüber, keuchend, schwerfällig, versonnen. Ab und zu hielt er einen Augenblick an, atmete laut und sah in die Tiefe, die wie der Schlund einer ungeheuren Zisterne ihm entgegengähnte. Dann löste er die rechte Hand von dem Griff der Schiebkarre, bewegte sie abwägend in der Luft und murmelte Unhörbares.

„Svensen! — Dunderkiel noch ein! Wird das nu bald?“ schrie ein Aufseher vom andern Ufer herüber, wo der Schuttwagen bespannt auf die letzte Schiebkarre wartete.

„Der wird auch alle Tage dösiger,“ brummte der Hamburger, dem Kameraden nachsehend.

Ein rothaariger Junge mit offenem Hemde, der wie ein bleicher Affe an einer der Leitern herumturnte, schrie: „Oha! Svensen hat 'ne Poussage.“

Darüber brüllten die Arbeiter vor Lachen. Einer wehrte, noch sich schüttelnd vor Vergnügen: „Grashopper! Laß du alte Leute zufrieden.“

„Nee,“ verteidigte sich der Junge, „der Danziger, der mit in sein Bett schläft, sagt, Svensen bürstet alle Sonnabend sein Hut un denn hat er ein ‚Ratgeber für Liebende‘ unter sein Kopfkissen liegen.“

Neuer Jubel brach los. Der Hamburger schlug sich die Seiten vor Lachen. „Bist'n Baas, Jung! Bist'n Baas!“

Und „He? Was?“ sagte ein Berliner verlorenes Kind und puffte seinen Nachbar in die Rippen, „den Svensen, den koofen wir uns bei't Vespern. Er muß uns det Mächen nennen. Denn jehn wir für ihn auf die Freite.“

Aber Lorensen, der an die starre Gestalt im Kanalschilf dachte, war nicht behaglich bei dieser Aussicht. Er spuckte rasch in die Hände und ergriff das Tau des Flaschenzuges.

„O—ha—! Up!“

In diesem Augenblick fuhr das Rad einer Schiebkarre

dem Arbeiter so ungeschickt gegen die Kniekehle, daß er taumelte und um ein Haar rückwärts in den Abgrund gestürzt wäre.

„Schafskopp!“ schalt er, sich mühsam haltend. „Kannst nich dein Augens aufknöpfen?“

Da schaute er herumfahrend in Perettis Bronzegesicht und verstummte in peinlichem Schreck. Doris Reden gingen ihm durch den Kopf. War der Stoß — Absicht gewesen?

Der Hamburger und der Berliner überhäuften den Italiener mit Vorwürfen. Er sah sie gar nicht an. Fest richteten seine brennenden Augen sich auf Lorensen.

„— Warum läuft das Kerl mir in Weg? Eh? — Es soll Platz machen! Platz! Platz!“

„Dessentwegen bringt man doch keinen Menschen um,“ verwiesen die Arbeiter.

„Carambo!“ beteuerte Peretti. „Hab' wir Menschen umgebracht an der Axenstraß', die wir gesprengt hab' in die glatte Fels am See der vier Waldstädt' — wir, Italiener! wir! Oft, an ein Tag wir waren zweihundert. Andern Morgen nur hundertneunzig. — Wo sind die andern? Oh — im See, bei die Fischen — und ein Messer mitten im Herzen. — Nix hat gefragt Polizei, Gericht, niente! nie! — Mensch — was is das? — Ich hab' Mensch gesehn von Patrone zerfetzt — verhungert am Weg — erfroren auf Berg — bleibt immer genug Menschen! — Ich muß schieben meine Zahl Karren, Cospetti! Mensch, Klotz, Stein — was is — aus Weg! — Oder geh zu Teufel!“ —

Nachdem er diese Worte mit wild rollenden Augen hervorgesprudelt hatte, wandte er den ihn mit gehobenen Fäusten bedrohenden deutschen Arbeitern den Rücken und steuerte seine Schiebkarre weiter über den schmalen Brettersteg hoch in den Lüften.

„Das is'n Vieh!“ sagte der Hamburger.

„Die Knochen sollt' man der Canaille zu Brei schlagen,“ eiferte der Berliner.

Lorensen sagte nichts. Vor seinen weit offen ins Leere starrenden Augen zog die Vision einer ungeheuren Gefahr vorüber.

Aber eilig, daß die leere Karre auf den schwanken Brettern rumpelte und hüpfte, schnaufend und prustend platzte vom andern Ende der Schleuse Svensen in die Gruppe der Entrüsteten.

„— Nämlich — ich wollt' dir festhalten, Lorensen, damit daß du nich abstürztest. — Abers nu is das woll nich mehr nötig?" —

Wie er dastand mit der über die Stirn hängenden Haarflocke, in den gutherzigen, verträumten Augen Verblüffung und etwas wie Bedauern, daß der, den er zu retten kam, schon ohne ihn wieder sicher auf den Füßen stand, löste sich die schwüle Spannung des Zorns in all diesen Männern in herzhaftem Lachen.

„Da hättst dir ein büschen besser 'ran halten müssen," meinte Lorensen.

Und der rothaarige Bengel auf der Leiter schrie: „Lorensen is doch kein Uhl, daß er in der Luft hängen bleibt, bis du 'ranpaddeln wirst."

„Es is wahr, ich komm' ein büschen spät," gab Svensen zerknirscht zu.

„Das tust du immer, Svensen."

„Ja, das tu' ich oft."

„Immer, Svensen!"

„Es is wahr. Ich weiß nich, wie es zugeht. Aber ich hoff' doch, daß ich einmal in mein Leben noch zur rechten Zeit komm'. Ja, das hoff' ich."

„Denn mußt aber viel forscher zupacken, Svensen."

„Ja, das soll woll sein."

„Besonders bei die Deerns."

„Tu' ich, Hamburger. Ja, das tu' ich."

„Ohne langes Besinnen."

„Nee, ich besinn' mich nu wirklich auch nich 'n büschen

mehr!“ Er sah ordentlich unternehmend aus. Seine Augen blickten ganz wach.

„Svensen!! Himmeldonnerwetter!“ scholl die Stimme des Aufsehers.

Und wie eine wild gewordene Schildkröte bürstete Svensen über das Gerüst. Er kam schon wieder viel zu spät.

„Bei't Vespern muß er uns seine Poussage beichten,“ entschied der Berliner. „Kinders, das gibt 'nen Hauptjux!“ —

Aber zur Vesperzeit war Svensen nirgends auf dem Bau zu finden.

Sobald die Uhr zum Schlage aushob, hatte er sich aus dem Kanalbett geschlichen, hastig kreuzte er das sandige Plateau und ließ sich über den alten Kanal setzen. Bei der Überfahrt wusch er sich sorglich Hände und Gesicht, knüpfte sein Halstuch neu und fragte den erstaunten Fährjungen: „Sitzt das nu woll so 'n büschen akkurat und reputierlich?“

Den Hut schlug er am Bootsrand rein von Kalk und Staub und so schritt er den Sandweg hinauf nach Holtenau, unterwegs sich immer wiederholend: „Ich besinn' mich nu nich mehr — nee! Immer forsch zupacken! Forsch zupacken! Das muß sein! Ja, das is so.“

Er blieb nicht stehen aus Angst, daß er dann umkehren würde. Atemlos, wie gejagt langte er unter den drei Buchen am Schleusenkrug an. Sein Herz klopfte wie ein Hammer; ihm war ganz wunderlich zu Mut.

Doris kam, schlug mit der Schürze die Blätter und den Staub der Landstraße vom Tisch und erkundigte sich: „Was soll's heut sein, Herr Svensen?“

Er sah sie an, ein feuchter Schimmer trat in das tiefe Blau seiner Augen, das Herz wurde ihm unheimlich groß in der Brust.

„Doris —“

„Was denn, Herr Svensen?“

„Doris —! —“ Er bracht's nicht über die Lippen. „Ein Glas Bier tränk' ich woll.“

„Jawoll, Herr Svensen. Ein gansen frischen Faß hat mein Kaptän angestochen.“

Svensen trank. Vielleicht saß der Mut im Glas, in dem braunen Saft, der solch übermütigen Schaum entwickelte.

„Doris —!“

„Was 's gefällig, Herr Svensen?“

„— Geh nich weg. Wenn mich das smecken soll, denn muß ich dein Gesicht sehen.“

„Abers, Herr Svensen —“

„Ich möcht' dir nämlich was fragen.“

„Es is man, ich hab' kein' Zeit; ich soll nach Friedrichsort.“

„So — so — das is abers schade. Ja, das is schade.“

„Was wollten Sie denn fragen, Herr Svensen?“

„Ich — Bring mir noch 'n Glas Bier.“

Als sie es vor ihn hinstellte, fragte er: „Was denkst von mich, Doris?“

„Von Sie, Herr Svensen?“

„Ja, ja.“

„Nu, hier sagen sie alle, daß Sie 'nen rechtschaffenen Menschen sind.“

„Das bün ich, Doris! Das bün ich wirklich! — Süh, es is mich ja nich an mein Wieg' gesungen, daß ich noch mal bein Kanal schuften sollt! Nee! — Ich bin ein Fischersohn aus Kappeln. Mein Vater hat ein Ewer gehabt un ein feine Jacht, da is er mit nach Fischens gesegelt. Einmal is er nich wiedergekommen un sein Schiff auch nich Un da bin ich geboren. Abers meiner Mutter saß das im Gemüt un sie mocht mir nich. Das is slimm, Doris, wenn ein kein Mutter hat, die ihm leiden mag un gut zu ihm is. Sie sagen, ich bin ein kleinen, stillen, traurigen Jung' gewesen. Das is so. So was hängt nach. Vater sein Bruder nahm mich nachmals hin un ich mußt' Smied lernen. Ich kann das auch gans gut. Ich hätt' Smied auf ein adliges Gut werden sollen. Da hätt' ich gewiß nix auszustehn gehabt. Abers — denn konnt' ich das doch nich.“

„Sie konnten nich, Herr Svensen?"

„Das is swer zu sagen. Süh, Doris, dort in Sonnschein blüht allens, Blumen un Kraut, nich wahr? — Un denn da dicht bei an, wo der Schatten von das Haus hinfällt, sühst, da blüht gar nix. Die Menschens brauchen auch Sonnenschein. Ich hatt' kein Vertrauen. Un wo hätt' ich dem auch her haben sollen? Un wer kein Vertrauen hat, der greift nich fix zu, un wenn ein nich fix zugreift, denn kommt da nix nach, ja —"

Er hatte den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, in schwermütige Gedanken verloren. Doris wandte sich zum Gehen. Da hielt er sie durch eine Bewegung zurück.

„Doris, weißt noch, wie ich dir zuerst getroffen hab'?"

„Ja, Herr Svensen, Sie kamen aus das Schiff un wollten nach 'n Ingenieur Morungen, abers so 'n dämelichen Jung gab Sie verkehrten Bescheid."

„Ich stieg aus das Schiff mit zwei swere Koffers, ja. Abers dämlich war der Jung nich 'n büschen. Er wollt' mir man bloß foppen wie alle Menschens. Da kamst du un wehrtest ihn das un nahmst mich die Kistens ab un brachtst 'n Stuhl un sahst mich ehrlich un freundlich an. Un da — sühst! da hatt' ich mein Sonnschein."

„Herr Svensen, das war doch so wenig —"

„Nee, nee, wenig nich! Du hast nie über mir gelacht. Du weißt nich, was das is für ein Menschen, über den alle lachen, alle! Alle immer los! — Doris" — Er faßte ihre Hand — „Ich hab' nich Vater, nich Mutter, kein Geschwisters, kein Haus. Abers wenn ich dich anseh', denn is mich zu Mut, als hätt' ich all das wieder. Un wenn du mir heiraten wollst, denn kriegt' ich's wirklich mit ein Slag zurück. Denn könnt' ich mir auch 'n Smiede suchen — Wahrhaftig! Hungern solltst nich bei mir. Nur das Vertrauen hat gefehlt. Süh, Doris, ich — un wenn du nu — denn so hätt' ich Vertrauen —"

„Lieber Herr Svensen —"

Er fuhr fort, er war im Zuge. „Es hat mich viel Müh' gekostet, dich das zu sagen — ja." Er trocknete sich die Stirn. „Aber es ließ mich kein Ruh', nich bei Tag un nich nachts. Es mußt' raus. So lieb wie dich hab' ich noch nix auf der Welt gehabt! Lach nich! Lach nich über mich!" —

Es war ein Schrei. Er klammerte sich an sie wie ein Ertrinkender. „Lach bloß nich!"

„Wie könnt' ich denn lachen? — Es is doch so ehrenvoll, was Sie mir bieten —"

„Abers — du willst nich? —" Seine Augen starrten mit Todesangst auf in ihr rosiges Schelmengesicht.

„Ich würd' stolz sein, Ihre Frau zu werden, Herr Svensen, wirklich wahr! Un jedes Mädchen würd' das, jedes, Herr Svensen! —"

„Abers du willst nich?" wiederholte er, rot im Gesicht vor Beschämung und Schmerz.

„Es is man bloß — Sie kommen zu spät, Herr Svensen."

„Zu spät?!"

Wie vor einem Gespenst fuhr er zurück vor diesem Wort.

„Ich hatt' mein Herz all lang weggeschenkt, ehe ich Ihnen zu sehen kriegt, Herr Svensen —"

„Zu spät —!"

„Nehmen Sie's bloß nich für ungut. — Nee, Herr Svensen, wie konnt' ich denn auch denken —! Es is mich aufrichtig leid, Herr Svensen! Wirklich! —"

Er stand auf seinen Füßen, er setzte den Hut auf, zupfte hastig an der Weste, an dem sorglich geknüpften Tuch. Unwillkürlich rückte er seinen äußeren Menschen zurecht, weil der innere ihm von dem Sturz aus himmelhoher Hoffnung gänzlich zerrüttet war.

„Ja — ja denn so — nu ja. Ich — es war woll recht ausverschämt. — Guten Abend auch."

Doris lief ihm nach, legte die Hand auf seine Schulter.

Fast zärtlich war die Bewegung. Sein Schmerz ging ihr wirklich nah.

„Lieber, lieber Herr Svensen! Tragen Sie mich das nich nach. — Sie werden gewiß Ihr Glück anderswo finden, un — wenn ich Sie dazu behilflich sein kann, denn — Ihr Andenken werd' ich zeitlebens in Ehren halten —"

Er wehrte mit Hand und Blick. „Laß man! — Laß mir man."

Die Stimme war ihm heiser und unsicher. Er riß sich los, er trottete zur Schleuse zurück, zur Arbeit, die längst ohne ihn begonnen hatte. Seine Ordnungsstrafen beliefen sich schon so hoch, daß er einigemal das Mittagessen würde überschlagen müssen, um zahlen zu können. Ihm war's egal. Er hatte ein Gefühl, als brauchte er überhaupt nie mehr zu essen. Gedankenabwesend schob er seine Karre. Um Sechs stieg er nicht hinauf zur Baracke. Im tiefsten Grund der Schleuse verkroch er sich. Hinter einem mächtigen Granitblock hockte er sich nieder auf einen Haufen Gerümpel und grübelte.

Aber der Berliner hatte den wunderlichen Kauz nicht aus den Augen gelassen. Er winkte dem Hamburger, Lorensen, dem Schweden, dem rothaarigen Lehrbuben. Ein ganzer Troß machte sich auf den Weg. Ihre Augen funkelten in der Erwartung einer besonderen Ergötzlichkeit; auf den Zehen schlichen sie wie Raubkatzen an ihr Opfer heran.

„Hallo, Svensen! — Nu kuck ein! Bist du das? Auf wen lauerst denn da unten auf 'n Grunde?"

Svensen sah scheu, erschrocken auf. „Laßt mir doch."

„Laßt ihn," riet der Berliner ernsthaft. „Seht ihr nich, daß Svensen sich 'n Mächen herbestellt hat?"

Svensen rührte sich nicht.

„Nu, warum denn woll nich?" fragte ein andrer. „Svensen is en ansehnlichen Menschen un dem richtigen Alter hat er ja nu woll auch."

„Svensen, hörst das? Fritz Hinrichsen sagt, du hast 'ne Poussage! In den Fall mußt uns einen ausgeben."

„Ja, Svensen muß uns ein' ausgeben!“ schrieen alle.

„Nee, nee,“ murmelte Svensen. „Geht man zu. Ich hab' kein' mehr.“

„Kein' mehr? Nich mehr, Svensen? — Warum denn nich mehr? Das mußt uns erzählen.“

„— Ich bin zu spät gekommen.“

Wie ein Automat sagte er das Wort, das ihm seit zwei Stunden im Hirn brannte. Er wußte kaum, daß er es sagte. Die es hörten, brachen in ein unbändiges Gelächter aus. Sie schrieen, sie brüllten.

„All wieder mal! — Svensen is zu spät gekommen! Hurra!“

Svensen sah sie an, ganz ruhig, ganz geduldig. Sein Schmerz war zu groß, um dem Ärger über ihren Spott Raum zu lassen.

„Ja, da über lacht ihr nu. Ihr wißt nich, wie das is, zu spät! immers zu spät! Ich hab' kein ausverschämten Wünsche, Gott bewahr', nee! Aber ein büschen was, was mich freut — — oder meintswegen auch gar nix, was mich freut, nix auf der Welt! Aber das, was ich gern möcht', immers vor Augen, immers vor der Hand! Un denn zu spät — zu spät, so wie ich zufass' —, das is zu slimm! Das is zu un zu slimm!“

„Das is dein eigen Schuld, Svensen.“

„Meinst? — Nee, Hamburger, nee! Mein Schuld is das nich, das is 'n Schicksal. Oder is vielleicht das auch mein Schuld, daß ich zu spät geboren bin? Un das bin ich. Fünf Deerns haben wir zu Haus gehabt un Vater hat bannig um 'n Jungen gestöhnt. Un denn, wie ich kam, da lag er all lang auf 'n Grund der See. Mein Mutter abers hat mir das immers nachgetragen, daß ich nich fixer gewesen bin — Gott vergeb's ihr! — Sie wurd' bald gans unbehilflich un kindisch un die Deerns konnten nix für ihr tun. Wie ich abers endlich so weit kam — ich hatt' mich's sauer drum werden lassen —, da durft' ich ihr das Sarg kaufen

un ein eisern Kreuz auf 'n Kirchhof in Kappeln, un das war allens, un war nich mein Schuld, Hamburger, daß es nich mehr sein konnt'. Un auf die Art ging mich das nu weiter. Was mein Onkel un Meister war, der Smied, hatt' noch ein Geswisterkind in seiner Lehr', un weil ihn kein eigene Kinners 'rumliefen, wollt' er ein von uns in sein Smiede setzen. Es sollt' abers der sein, der ihn an fixesten un solidesten ein Pflug arbeiten würd'. Na, Hinrichsen smiedete denn gleich drauf los, das ging haste nich gesehn — ein gansen jämmerlichen Postüür von ein Pflug. Ich abers bedenk' mich das erst von wegen dem richtigen Material un Verhältnissen un was dazu gehört un denn geh' ich bei. Onkel hat nachmalen für mein Arbeit in Kiel auf der Ausstellung die ehrende Anerkennung bekommen. Abers natürlich in 'n Hui konnt' ich so 'n Stück nich herstellen. Un so kriegt' mein Geswisterkind die Smiede, weil daß er 'n büschen eher fertig wurd' mit sein Sudelkram. Ich abers mocht' nu gar kein Amboß mehr sehn un kam nach 'n Kanal un war mich allens egal. Abers der Mensch kommt von sein Dummheit nich los. Wenn er's auch vor Augen sieht, daß ihn allens konträr geht. Er patscht immer wieder zu. Da war nu so 'n Deern — wenn mich das bei die geglückt wär', denn mein' ich wohl, ich hätt's gleich mit gleich gerechnet mit meine andre Schicksalswendungen un hätt' mir einmal gefreut, daß ich auf der Welt bin. Abers nu war das ja auch wieder zu spät! — Nich, daß sie mir nich leiden mag; man bloß — ich kam zu spät — zu spät! — zu spät!" —

Die Männer lachten nicht mehr. Unter den Überzug von Roheit, den ein hartes Leben um ihr Gemüt hatte wachsen lassen, drang die schlichte Klage des unglücklichen Mannes und erweckte ihr Mitgefühl.

Der Berliner legte ganz väterlich dem Betrübten die Hand auf die Schulter. „Weeßte, Kamerad, da mußt du dir jar nischt aus machen. Das Leben ist sozusagen 'ne Art Wippe. Wuppdich auf! Wuppdich ab! jeht et. Bis jetzt hast

du die untere Seite bevorzugt, aber paß Achtung, janz plötzlich schnellste ruf."

„Nee," versicherte Svensen verstockt. „Ich bleib' immers unten sitzen. Ich versuch' das nu auch gar nich mehr."

„Nu, nu," beschwichtigte der Hamburger, und der rothaarige Lehrbub gab auch seinen Trostspruch.

„Da solln doch 'ne Million mehr Deerns als Burschen existieren. Svensen, unter so viele wird gewiß eine dir leiden mögen."

Svensen hatte die Hände über dem Knie verschlungen. Er drückte sie in seinem Kummer so fest ineinander, daß die Gelenke knackten und die Wurzeln der braunen Finger weiß wurden. Eine Weile sagte er gar nichts. Die andern schwiegen auch. Sie waren gekommen, um zu lachen; es war ihnen aber nicht mehr lustig zu Mut.

„Wissen möcht' ich bloß, wozu so ein wie ich auf der Welt is," murmelte endlich Svensen.

„Nee," verwies der Hamburger, „das mußt so 'n Renntier fragen, das den gansen Jahr nix weiter tut als seine Coupongs 'runterschneiden. Du un ich, wir sind bei un bau'n den Kanal. Das is ein groẞen Ding! Un wenn jedereiner da auch man ein Spierchen beiträgt — dazu gehören wir!"

„Ja," stimmten die andern bei, „dazu gehören wir, alle Mann. Un das is nix Kleines, Svensen. Da kannst tüchtig stolz auf sein."

Aber Svensen schüttelte den Kopf ungetröstet. Er war nicht stolz. Was kümmerte ihn der Kanal? Was kümmerte ihn die Menschheit? Was künftige Jahrhunderte? Sein persönliches Mißgeschick lastete unerträglich auf ihm.

„Einmal in mein Leben man möcht' ich zur rechten Zeit kommen," murmelte er in die Ferne starrend. „Aber ich seh' schon, da wird nix aus. Ich bin nich zu rechter Zeit in die Welt 'reingekommen, ich werd' nich zur rechten Zeit aus ihr 'rausgehen. Un zwischen beides zu spät! Immerlos zu spät!"

Die Arbeiter wußten nun nichts Tröstliches mehr zu sagen, sie wandten sich zum Gehen.

„Kommst mit, Svensen? Wir wollen einen auf die Lampe gießen. Das Grillenfangen laß man nach. Da is noch kein' fett von geworden."

Aber Svensen wiederholte: „Nee, nee. Laßt mir man zufrieden." —

Die Schritte der Männer verhallten, es ward ganz still auf dem Schleusengrund. Nur in der Ferne schrappten und prusteten die Bagger. Die Sonne, die sich zum Untergang neigte, zog ihre Strahlen aus der Tiefe des Abgrunds zurück. Nur hoch über dem einsam Grübelnden, am Rand der Böschung, zitterte noch unaufhaltsam aufwärts steigend ihr Schein. Svensen stand auf. Die Brust ward ihm eng in der dämmerigen Klamm. Den Küstensohn packte die Sehnsucht nach dem wehenden Seewind, dem weiten Himmel. Schwerfällig stampfte er die Leitern hinauf und über das Sandplateau zum Strand.

Da lag sie vor ihm, die weite, tiefblaue Kieler Föhrde, ein kleines Meer für sich, umkränzt von Buchenwäldern, von Villen, von blühenden Ortschaften. Das freundliche Heikendorf drüben! Laboe, versteckt in seinen Gebüschen und Bäumen! Weiße Segel glitten über die glitzernden, ultramarinblauen Wellen, flinke Vergnügungsdampfer von Küste zu Küste. Frachtkähne krochen wie schwerfällige Käfer über die gläserne Fläche hin bis zu dem Leuchtturm, der einsam vor der Zitadelle von Friedrichsort, mitten in den Wassern stehend, die Wacht vor dem Hafen hält, wie eine kolossale Säule seine Einfahrt teilend in ein Doppeltor, durch das der Verkehr hinausflutet ins offene Meer, hinein in den Schutz des Hafens.

Weiter nach Kiel zu leuchteten hie und da der weiße Rumpf, die gelben Schornsteine eines mächtigen Panzers auf. Und über all dies Wogen und Treiben, über die weißen Segel und die dunklen Segel, die Kronen der stämmigen

Buchen, über die tanzenden Wellen und die hellen Landhäuser am Ufer goß die sinkende Sonne ihren rotgelben Glast und Schimmer, daß wie bei einer Festillumination Licht aus allen Gegenständen hervorzubrechen schien, eine Ausstrahlung gleichsam der inneren, unbändigen Lebensfreude und Lebenslust.

Nicht gut ist's für den Leidvollen an solchem Abend auf solch gesegnete Ufer zu blicken. Jeder Lichtreflex, der das Bild farbiger, lachender gestaltete, bohrte sich als stechender Schmerz in Svensens gramumdüsterte Seele.

„Dumm is die Sonne," dachte er dumpf. „Da glänzt sie nu auf meine Uhrkette, ich glaube gar in meine Augens — un was hab' ich doch mit ihr zu schaffen? Wär' ich tot un triebe da auf das Wasser, sie würde mir rot anmalen, gerade so wie das Stück Holz, das drüben swimmt."

Dabei überkam ihn mit jähem Erschrecken, mit unheimlich gewaltiger Lockung die Vorstellung, daß es schön sein müsse, empfindungslos zu treiben wie das Stück Holz dort, die Wärme der Sonne nicht mehr zu fühlen und nicht den zusammenziehenden Schmerz in der Brust. Wie oft sollte er sie noch auf- und untergehen sehen, auf und unter? Immer dasselbe Spiel. Ein langweiliges Spiel, wenn weder Auf- noch Untergang etwas andres bringt als eine pompöse Schaustellung von Licht! Und immer dasselbe, Tag für Tag, bis er ein alter Mann war, der vor seinem Stift oder Spittel fröstelnd ihren letzten Strahlen entgegenkroch, das gewöhnliche Ende eines alleinstehenden Arbeiters — erträglich nur, wenn für seine Kümmerlichkeit froh genossene Jugend im voraus entschädigt hat.

„Wenn ich jetzt gradaus ging," dachte er, „immerzu gradaus, über dem blauen Tang weg, hin nach den schönen roten Sonnensweif auf das Wasser, da wo nu der große Dampfer fährt — denn wär' ich morgen gansen in Ruh, braucht' meine Karre nich länger zu schieben, nich von Aufseher Posanski mir anschreien zu lassen, braucht' kein Strafgroschens mehr zu zahlen, weil ich zu spät komm'."

Und mechanisch ging er weiter und weiter, bis das Wasser seine Füße netzte. „Weinen würd' da niemand um," überlegte er. „Bloß daß es Gottes Wille vielleicht nich is, denn sonst hätt' er letzten Montag wohl mir von das Gerüste abstürzen lassen un nich den Sachsen. Kann sein aber auch, er hat da nix gegen, es is nu dem richtigen Augenblick, bloß ich verpass' ihn wieder mit mein dummes Besinnen."

Er fand aber doch, daß Besinnen in solchem Fall rätlicher sei, wandte sich dem Lande zu und klomm das hohe Ufer hinauf. Dort warf er sich in das üppige Kraut von Weidenröschen, Veroniken und Brombeeren, das den Rand der Böschung überwucherte, und versuchte Ordnung in seine schwerfälligen Gedankenreihen zu bringen. Aber matt von Arbeit und Fasten versank er in eine Art von Lethargie. Er sah die Sonnenreflexe auf dem Wasser langsam erbleichen, in Dämmerung und Duft die waldige Küste drüben verschwimmen. Er fühlte den Tau herabsinken auf sein unbedecktes Haupt und seine heiße Stirn kühlen. Müd' lag er, reglos, mit einem stumpfen Wohlbehagen die Schönheit der Welt in sich eintrinkend, aus der er bald wegscheiden würde. Sie war für Menschen, die zu rechter Zeit kamen, wie die Sonne es tat, und die Flut, Abend und Morgen, Sommer und Winter. Seinesgleichen verdarben nur ihr Gleichmaß. Kein Wunder, daß ein Mädchen, das schön und froh war wie ein Sommertag, ihn nicht mochte. Ja, er würde gehen. Inzwischen lag er still schauend, eingebettet in das blühende Kraut, fast so wunschlos, gedankenlos befriedigt wie die Pflanzen um ihn her. Eingeschlafen war der brennende Schmerz in seinem Herzen. Der Friede der Natur hatte ihn eingelullt und die Nähe des Todes. Soll der dem Leben fluchen, der von ihm Abschied nimmt? Abschiednehmende segnen! Aber es eilte ihm nicht, zu gehen. Er dachte an seine Jugend, an seine Mutter; er dachte an Doris. Wer war ihm bei ihr zuvorgekommen? Der Italiener, der wie

ihr Schatten ihr folgte? Der? Ja, sicher, der war's. Der Gedanke verursachte ihm Pein. Er hielt Peretti nicht für einen guten Menschen. Aber was tun, wenn Doris ihn liebte? Liebe fällt wie der Tau wahllos auf die Rose und auf die Nessel.

Die Zeit verstrich, der Vollmond, der, auf der Sonne Scheiden wartend, am Himmelsrand gehangen hatte, begann in Silberlicht zu leuchten. Eine breite Silberbrücke zog er über die unruhig hüpfenden Wellen, eine Straße des Lichts, auf der ein Müder eingehen konnte zur Ruh'. Die Boote hatten den Hafen gesucht, die Schiffe warfen die Anker aus, die Möwen schliefen. Ruhe auf dem Meer, Ruhe auf dem Land. Friedlich schimmerten die Lichter von Holtenau herüber, die Lichter aus den Arbeiterbaracken. Wie eine Burgruine ragte der noch unfertige Kanalleuchtturm am Strand auf, die dem Mond zugekehrte Seite gebadet in flimmerndem Glast. Unheimlich schwarze Schatten gähnten wie Abgründe auf zwischen seinen Stützpfeilern, im Inneren seiner Mauern. Und nirgends ein Mensch! und nirgends ein lebendiges Wesen! — Doch! — Das Herz des Einsamen tat einen jähen Schlag. Wie mit einem Ruck riß es ihn empor aus der Kräuterwildnis. Er kannte den wiegenden Gang, er kannte das Haar, flimmernd im Mondlicht unter dem weißen Häubchen. Ja, sie war den Weg von Friedrichsort herabgekommen, sie, sein Glück und seine Qual! Auf den Leuchtturm schritt sie zu — aber nicht allein. Jemand war bei ihr. Der Italiener? — Nein! — Die unverdorbenen Augen des Enkels einer langen Reihe von Schiffern sahen scharf wie die eines Seeadlers, unbeirrt durch Mondflimmer und Entfernung. Sie erkannten den Mann an des Mädchens Seite, den Landsmann und Kameraden Lorensen. Und in seinem Schmerz dünkte es den Verschmähten schon fast Glück, daß es der Italiener nicht war.

Wie fest sie sich aneinanderschmiegten, wie heiß sie sich küßten im Schutz der mondbeglänzten Mauer! Das silber-

helle Lachen des Mädchens klang durch das Zirpen der Grillen im Gras zu Svensen herüber und machte die alten Wunden wieder bluten. Unruhe packte ihn. Was schaute er auf die Glücklichen? Für ihn war's Zeit, zur Ruh' zu gehen

Da stockte jäh sein Fuß. Sein Herz, das schon still zu werden begann im herüberwehenden Frieden des Grabes, schlug plötzlich wie ein Hammer. Er sah etwas außer dem in sich versunkenen Paar, etwas, das jene nicht sehen konnten: der schwarze Schatten auf der Rückseite der Turmmauer war lebendig! Er bewegte sich. Formlos rührte er sich, aber etwas funkelte, glitzerte in ihm — —

Dem einsamen Mann lief es eiskalt über den Rücken, hatte der Nachttau ihn erkältet, der seit Stunden auf ihn niedersank? — Aufgeregt begann er vorwärts zu schreiten, vorwärts! nicht zum Meer, landeinwärts mit weiten Schritten, geräuschlos, behutsam, auf daß die Glücklichen ihn nicht gewahrten und nicht das Unbekannte, das auf der andern Seite lauerte, behutsam und doch in Hast! Vorwärts, vorwärts im Wettlauf mit der lautlos rinnenden Zeit; getrieben von einer entsetzlichen Furcht, der Geißel seines Lebens: nicht zu spät kommen! o nur dies eine Mal nicht zu spät kommen! —

Atemlos erreichte er das Gemäuer. Er mußte sich daran halten, sich erholen vom raschen Lauf. An den Pfeiler gedrückt, horchte er, spähte er vor sich, hinter sich mit angehaltenem Atem. Nur das Gekose der Liebenden, fern von Holtenau das Schlagen einer Uhr, der weiße Strand, das glitzernde Meer. —

Aber jetzt rieselten Sandkörner, jetzt kroch's heran, wand sich's schlangengleich durch das Dunkel. —

„Halt du!"

Ein Zischen wie von einer Natter, kaum hörbar, aber eine Wut ohne Grenzen sprach daraus. Ein jähes Aufbäumen, ein geschmeidiges Gleiten: „Weg! — Weg!"

Umsonst. Svensens Faust hielt eisern, was sie packte. Sie zwang den Schatten, standzuhalten; sie zerrte, sie

schleifte ihn hinaus in das grelle Licht, das die Schatten hassen. Und wie eine Vision sah Svensen in diesem Licht ein braunes Antlitz, zwei schwarze Augen, glühend in Haß wie eines Teufels Augen, das Amulett sah er blitzen auf der nackten Brust des Italieners Peretti — in seiner freien rechten Hand aber blitzte noch etwas andres in stechendem Glanz wie ein besonders heller Mondscheinreflex — — Er hascht danach — da fährt es ihm schon zischend in die Brust, ein Blitz, kein milder Mondstrahl. —

Seine Kniee biegen sich jäh in bleierner Schwere. Seine Finger lockern widerwillig ihren Griff. — „Wahr' dich, Lorensen!" — Hat er die Worte noch hervorgebracht? — War's nur ein Schrei?

Durch den Schleier, der vor seine Augen niedersinkt, sieht er den Schatten durch das Mondlicht jagen in weiten Sätzen dem Strand zu, dem Weg nach Friedrichsort, fort! — fort! — Der Tod sitzt ihm auf den Fersen und hetzt den Verlorenen über das Land.

Und dann sieht er in ein geliebtes Gesicht, das sich über ihn neigt — in Staunen, in banger Sorge, silbernes Haar flimmert vor seinen Augen. Vor seinen Ohren aber braust's wie sturmgepeitschte Brandung. Schwach nur und wie aus weiter Ferne vernimmt der zu Boden Gesunkene Lorensens Stimme durch das Tosen, der fragt, der forscht. Einen einzigen Namen erhascht er: „Peretti?" und er nickt. Er kann nicht sprechen, er ist zu müd'. Die Ruhe kommt, die tiefe Ruh'.

Da weckt ihn noch einmal der gelle Aufschrei des Mädchens, das das Blut entdeckt hat, das in unaufhaltsamem Strom unter seinem linken Arm hervorquillt.

Lorensen hat sich über ihn gebeugt, versucht ihn aufzurichten, zerrt und reißt an ihm in seiner Angst.

„Svensen! Gott bewahr' mich! — Hat er dir gestochen? — Lauf fix nach 'n Doktor, Doris! — Komm, Kamerad, das kann doch nich slimm sein."

„Nee,“ sagt Svensen, dem auf einmal wieder ganz klar und licht im Kopf wird, und hält Doris am Kleiderrock fest, „slimm is das gar nich. Abers gib dich man kein Müh'. Auf Messers verstehn sich die Italieners. Das sitzt.“

Und er faßt die Hände, die sich ausstrecken, um ihm zu helfen, die des Mannes, die des Mädchens, und drückt beide fest ineinander.

„Gott segne dich, mein Deern! Das is gut so — gans gut wie es is —“

Der Mann preßt die Fäuste vor seine naß gewordenen Augen. Er hat einen Blick auf die Wunde geworfen; er versucht keine Hilfe mehr. Schluchzen schüttelt das Mädchen.

Svensen aber richtet den Oberkörper auf. Seine Augen schauen hell und groß in das Licht des Mondes.

„Einmal in mein Leben bin ich doch zur rechten Zeit gekommen,“ sagt er laut und feierlich. „Nu is' gut, Gott im Himmel, ich dank' dir.“

Und wieder braust die sturmgepeitschte Brandung in seinem Ohr. Der Mond wird zur Sonne, zum wild durch den Himmel rollenden Feuerrad. Jäh erlischt sein Glanz. Auch die Brandung schweigt. Dunkel, Stille. Svensens Hand streckt sich zitternd aus — Nach welchem Ziel? Sie sinkt herab.

Stumm liegt das Meer, stumm liegt das Land. Erschüttert beugen zwei Menschen sich über einen Toten, einen Mühseligen, der die glücklichen Tage, die ihnen noch winken, erkauft hat mit seinem Leben.

Er aber liegt stolz befriedigt auf dem blutgetränkten Sand, ein Sieger, wenngleich ohne Denkmal und Lorbeerkranz. Denn sterbend hat er sein Schicksal überwunden, die Schwäche, an der sein Leben krankte. Auf den lächelnden Lippen schwebt fort und fort das Wort des Triumphs: „Einmal zur rechten Zeit.“

Tobias Breeden.

Der Wind fuhr in unregelmäßigen Stößen über die kahle Nordseeinsel, rastlos, unablässig, nimmer den Atem verlierend, ob er ihn gleich den Menschen raubte. Laut aufrauschend rollte Welle auf Welle auf den flachen Strand, die siegreiche, vorschreitende Flutwelle, deren leuchtende Schaumkämme das Vorbild zu den weißen Mähnen der Meergottrosse geliefert haben. Vom dunkelblauen Himmel brannte die Sonne herab auf den weißen Sand der Dünen und die weißen Strandkörbe am weißen Strand, auf die Köpfe der Menschen, die sich in ihnen und in den Dünentrichtern in ihrer Glut schmoren ließen. Denn der Strand war belebt von Badegästen; die öde, dürre Sandbank wimmelte von Scharen bleicher Städter, die sich vom heißen Tagesgestirn ein trügerisches Gesundheitsbraun auf die von Arbeiten und Vergnügungen im Kohlenqualm enger Gassen, bei Lampen-, Gas- und elektrischem Licht entfärbten Gesichter malen ließen; von zarten Mädchen, die im Wasser wateten, von Knaben, die im Sand Festungen gruben, von Croquet-, Reif- und Lawn-Tennisspielern. Über das Sausen des Windes, über das Brausen der Flut klang das helle Quieken der Kinderstimmen, das Aufkreischen der jungen Mädchen, wenn eine überkecke Welle ihre Füße netzte, und das Murmeln und Summen der verständigen Leute, die, in zusammengerückten Strandkörben sitzend, leise miteinander flüsterten von der Wirtschaft, von zu Haus, von den kleinen Sorgen und Interessen, die sie ganz erfüllten, die sie begleitet hatten an das unendliche Meer, die sie nicht von sich abtun konnten,

auch nicht auf Augenblicke, so wenig, daß sie es nicht einmal in ihrem Behagen erschütterte, das unaufhörliche, triumphierende Wogenrauschen, das zu sprechen schien: „Ich war dabei, als Gott am siebenten Schöpfungsmorgen die Welt gut hieß. Ich habe an diese Küste geschlagen, ehe Wikinger sie auf schnellen Schiffen besuchten. Germanikus, der daher zog, um des Varus Niederlage zu rächen, hat mir einen Teil seiner Legionen abgeben müssen. Ich schlug an diese Küste, als die Insel noch Festland war, und meine Wellen rollten schwer von den Leichen der Menschen und Lasttiere. Ich werde mein Wasser noch fröhlich heben und senken in Ebbe und Flut, wenn von dir und deinem Hoffen, Wünschen, Streben und Tun nicht die leiseste Spur auf diesem Erdball zurückblieb, du töricht dich aufblasender Tropfen im Ozean des Lebens!"

Auf der Ecke einer Bank hockte ein zerlumpter Junge, der die nackten braunen Füße mit einer Art Siegerstolz auf dem weichen Rückenfell eines toten Seehunds herumbaumeln ließ. Das Tier lag im Sand mit zerschossenen Hinterfüßen und blutiger Schläfe. In dem sanften, klugen Gesicht und unter den langen Wimpern der wie im Schmerz zusammengezogenen Lider war etwas wie ein Ausdruck trauriger Verwunderung zurückgeblieben, verständnisloser Verwunderung darüber, wieso er, der jedem gern seinen Platz gönnte, auf und in der weiten See, der nichts sich zugeeignet hatte, als ein paar Fischchen für seinen Hunger und ein wenig Sonnenschein, ein klein wenig von der blendenden Fülle, die auf die öde Sandbank niederbrannte, ohne ein grünes Hälmchen hervorzulocken, ein paar helle warme Strahlen nur, deren nicht Mensch, noch Tier, noch Pflanze begehrten, wieso er den bittern, herben Schmerz, die qualvolle, vorzeitige Auslöschung aus dem Reich des Lebendigen verdient habe? Vielleicht war ein flüchtiges Erinnern an sein treues Weibchen, an das kleine, noch saugende Kälbchen im Augenblick des Sterbens durch sein Gehirn gezogen. Aber er hatte sich

ergeben. Mit der Würde und Sammlung, die das Tier im Tode auszeichnet, lag er da. Ein Tröpfchen noch sickernden Blutes färbte den Sand als letzte Spur, die er zurückließ auf der Erde, bis der nächste Windstoß auch diese Spur verwehte, auslöschte, vertilgte auf immerdar.

Der braune Bursch aber, der seinen Fuß auf den Rücken des nicht von ihm Erlegten stemmte, trug in den kecken, mitleidslosen Augen, im Ausdruck um den breiten lachenden Mund die ganze, dem Menschen eingeborene Lust an Mord und Totschlag zur Schau, während Dämchen in Jockeimützen und gelben Schuhen neugierig durch den losen Sand herantrippelten, kleine, geputzte Buben die aufgespießten Dünenschmetterlinge verächtlich aus den Händen warfen, um vom Mord solch eines großen Geschöpfes zu träumen, und Männer in Südwestern und weißen Strandkappen eifrig erzählten, wie reich ihre Jagdbeute einst gewesen war.

Der Junge hatte ein Tellerchen neben sich stehen. Er bettelte. In unbewußtem schneidendem Hohn ließ er die hochgebildete Gesellschaft den widrigen Anblick bezahlen, den er ihr bereitete. Aber es ohrfeigte ihn keiner dafür.

Derjenige, welcher das Tier erlegt hatte, stand noch in Tirolerhut und Lodenjoppe, die das Seewasser arg mitgenommen hatte, im Kreise einer Gesellschaft, aufgeregt berichtend, wie es gewesen war, wie sie auf der Sandbank wartend, lauernd gelegen hatten, die Büchsen im Anschlag, wie der Seehund aufgetaucht war und wieder untergetaucht, und wie sie ihn endlich überlisteten, alle Einzelheiten des Fanges.

Plötzlich deutete er lebhaft nach der Art Hühnerstiege, welche zur Bequemlichkeit der Badegäste von den Dünen zum Strand hinab angelegt worden war, und neben der, im tiefen Sand watend, weil er vorsichtig den von Gott geschaffenen Dünen williger vertraute als dem Werk von Menschenhand, jetzt ein Mann in Schiffertracht herabkam,

mit kurzem, ergrauendem Vollbart und goldenen Ohrringen in den sehr großen Ohren.

„Sehen Sie, da ist der alte Seebär selbst! Kommen Sie! Kommen Sie! Es wird Ihnen Spaß machen, ihn kennen zu lernen.“

„Wer ist der Mann denn?“

„Wer er ist? Tobias! Tobias Breeden! Der alte Seehundsjäger, die größte Sehenswürdigkeit der Insel.“

Und auf die Jagdbeute deutend, redete er den Alten an. „Nun, Tobias! Heut sind wir mal nicht umsonst losgesegelt! Ein prächtiges Stück! Was?“

Der Mann sah den Durchnäßten an, in einer Art Lächeln seine weißen, viereckigen Zähne zeigend. Dann schüttelte er bedächtig den Kopf. Man konnte seine Jahre schwer bestimmen. Der Körper war kraftvoll. Aus dem Gesicht, das Wind, Sonne und Wasser gebräunt und gekerbt hatten, wie die Schale einer Walnuß, schauten ein Paar hellblauer, scharfer Augen.

„Snack'sches Volk, die Herrschaften!“

„O, warum denn? Weil wir auf Seehundsjagd gehen?“

„Dat 's so. Kain schlug Abel tot, nich? Von der Zeit an is kein Frieden mehr bei den Menschen und beim Vieh auch nich.“

„Sieh mal! Sie sind ja ordentlich bibelfest!“

„Mag ick wohl sein, Herrens! Ick hab' eine, die is all hundert un fiftig Johre alt. In der lesen wir jeden Abend 'n Kapitel, Brö'er un ick.“

„Einen Bruder haben Sie auch?“

„Jo, en jongeren Brö'er.“

„Aber verheiratet sind Sie nicht?“

„Nee, nee, bün ick nich. He ook nich. Man he is noch jong.“

„Und in dieser hundertfünfzig Jahre alten Bibel steht etwas von Seehundsjagden?“

„'t steiht'r in: Du sollst nicht töten, und: Wer Blut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden.“

„Seehundsblut soll damit doch wohl nicht gemeint sein."

„Weiß ick nich, Herrens. In Gott's Wort steht: Blut."

„Das ist einzig! — Aber wenn Sie's so streng nehmen — der Gauner gönnt bloß unsereinem die Felle nicht! — Sie selbst schießen doch Seehunde, Freundchen!"

„Jo. Jo."

„Im Winter, wenn kein einziger Kurgast auf der Insel ist, der Sie dazu verführt! Viele Seehunde!"

„Jo, veele, veele Seehunden."

„Sehen Sie mal! Und das ist keine Sünde?"

Tobias Breeden schaute den Frager mit seinen hellen Augen treuherzig pfiffig an. „Ick sied' jem ut, Herrens."

„Was?!"

Er meinte, die feinen Herren hätten ihn nicht verstanden, und wiederholte stockernsthaft: „Ich sied'r den Tran 'rut, 't Fett, verstahn Se? Dat gift viel Geld in Norden."

„Und weil's Geld bringt, darum ist's kein Unrecht? Sie sind ja ein richtiger Jesuwiter, Alterchen!"

„Ick bün en armen Kierl," sagte Tobias Breeden, rückte seine Mütze und ging seines Wegs, unerschütterlich überzeugt, daß einem armen Mann zu seinem Unterhalt der Seehund Fell und Leben lassen muß, aber nicht reichen Leuten zum Spaß. So trennten sie sich, jeder Teil durchdrungen von der ausgemachten Torheit des andern.

„Snack'sches Volk," murmelte der Schiffer, während er den mit dem Steigen der Flut immer lockerer werdenden Strand entlang watete. „Snack'sches Volk."

Seine ölgetränkten schweren Stiefel beengten ihn. Er hockte auf den Boden nieder und zog sie samt den Strümpfen aus. Die nackten Füße mit den hervortretenden Ballen hinterließen eine charakteristische Spur im Sande.

Breedens wohnten nicht im Dorf. Ihr Haus lag eine halbe Stunde abseits mit einigen andern auf einem Dünenarm. Besonders dicht bewachsene Täler mit zum Teil seltenen Pflanzen zeichneten dieses Stück der Insel aus. Auch

fanden sich hier in die Dünen eingeschnittene Vertiefungen, Gärten genannt, in denen allerlei Gemüse, besonders Kartoffeln, gediehen. Grasbewachsene Wälle schützten sie vor Versandung. Denn unablässig strich der Nordwest über die Insel, und was er fassen konnte, Baum, Strauch oder Kraut, dem blies er das Lebenslicht aus, es peitschend mit stechenden Sandkörnern, es überschüttend, begrabend unter den trockenen, sengenden Wellen, die er daher wälzte. Aber die Dünen hoben abwehrend ihre breiten Rücken ihm entgegen, und von ihrer Umwallung geschützt, wagten fröhliche Pflanzenkinder die Blumenaugen aufzuschlagen zum belebenden Sonnenstrahl. Jedes Tal hatte seine besondere Farbe, die wechselte mit der Jahreszeit. Hier kleideten zahllose wilde Stiefmütterchen die Abhänge in ihr warmes Veilchenblau. Dort leuchtete der Sand golden von ganzen Lagern von gelbem Wiesenschaumkraut und gelbem Klee, dort zog sich ein brennend roter Teppich durch die Niederung, gewebt aus hunderttausend Sternblümchen des Tausendgüldenkrauts. Weite Täler überspannte das feinblättrige Dünenröschen mit seinen dunkelgrünen Ranken und seinen zarten, vergänglichen Blüten; andre überwucherte der Sanddorn. Unter dem einförmigen Graugrün seiner Blätter schimmerten Büschel blasser Orchideen und die maiblumenhafte Pirula hervor.

Tobias Breeden ließ die Badezelte im Rücken und wandte sich landeinwärts. Jetzt zeichneten seine Füße keine Spur mehr. Er versank bei jedem Schritt bis über die Knöchel im tiefen Sand des Fahrwegs. Gleichwohl trat er nicht seitwärts, erfüllt von der fast abergläubischen Verehrung aller Inselfriesen für die Pflanzendecke, die ihre Schutzwälle, die Dünen, zusammenhält.

Schon grüßte der erste Dachgiebel der kleinen Kolonie über die Höhe. Dies Häuschen lag etwas vorgeschoben. Es gehörte der Witwe eines Schiffers, Marinka Jürgens, von den Kurgästen einfach Mutter Marinka genannt, und war wie alle auf der Insel sauber, ja kokett, als wär's

aus der Spielschachtel genommen. Ein Backsteinhaus mit leuchtend rotem Ziegeldach, dessen Farbenglut durch kein Atom Kohlenstaub je gedämpft wurde. Die Tür in der Mitte, grün angestrichen; zwei Fenster rechts, zwei Fenster links, ein kleiner Giebel obenauf. Zur Bequemlichkeit der Sommergäste, die gern einen Seehundschnaps oder eine Tasse dicklichen Kaffees bei Mutter Marinka tranken, hatte die Witwe zwei vorn offene Holzkasten an der Vorderseite des Häuschens anbringen lassen als Schutz vor der Sonnenglut und dem schneidenden Nordwest.

An der Hintertür des Häuschens blieb Tobias Breeden stehen. Ein Mädchen scheuerte da einen Milcheimer. Er sah ihr zu, steckte die eine Hand in die Tasche und pfiff. Eigentlich wollte er ihr gern etwas sagen. Nur fiel ihm nichts ein. Zu dumm, daß man reden muß, um es einem Menschen zu verdeutlichen, wenn man etwas auf ihn hält. Die Leute schnacken ohnehin zu viel, besonders die Frauensleute. Na, aber so ein junges Ding verlangt das ja wohl!

Das Mädchen sah den Alten stehen, scheuerte, als gält's die Seligkeit, und sagte nichts.

„Süh, Ebba, do büst jo," rang sich der Schiffer endlich ab. Es klang sehr freundlich.

„Jo, Tobias. Do bün ick. Do bün ick all Abend."

„Jo, Ebba, do büst. Un so is't god."

„Mag sein, auch nich."

„Doch, Ebba, doch. Büst en flinke Deern. Lat man sien. Dat's wat. Ick segg, dat's wat."

„'ne Bütt voll blanke Dahlers wär' mehr."

„Dat eene halt 't annere. Flink sien is 'n Brutschatz, Ebba."

„Die Freiersleute rechnen es da man nich für."

„Verstännige woll. Ick bün veertig Johr'n in der Welt herümmerstrokt von'n eenen Enn' bet to'n annern, kannst mi glöven: blanke Erbdahlers, de kann een licht verdohn. Man wat he is, dat blift he, un jeder is sienes

Glückes Schmied." Er schob ein Priemchen Tabak in den Mund. „Hest Niklas nich seihn, Ebba?"

„De sitt't woll all bei Ji to Huus."

„Ick gah denn ook. Ebba, hm — Niklas —" Er lachte, er zwinkerte mit den Augen und schüttelte die Stiefel in seiner Hand. „He? Wat nu?"

„Ick weet nich, wat du seggen willst."

„Nu ja, nu ja, du weetst't nich. Kann warden as't schall. Un as't anners würd, harr ick'r ook nix tegen. Nee, gor nix. Un Flinkheet is woll 'n Brutschatz, Ebba. Dat lat man sien."

Er nickte ihr zu und watete, sein Priemchen kauend, weitbeinig über den Dünenkamm, unter dessen zertretenen Sandhaferbüschen überall der nackte weiße Sand hervorquoll. Sein Haus lag etwa einen Büchsenschuß entfernt. Rechts und links neben der Tür blühten ein paar Sonnenblumen. Sonst war das Vorgärtchen wüst, versandet. Über dem Eingang stand ein Spruch: „Bis hieher hat uns Gott geführt. Er helf' weiter. Amen." Und darunter: „Dies Haus hat gebaut Jan Tobias Breeden und seine Ehefrau Anna Katharina Jansen. 1789."

Tobias mußte sich bücken, um unter dem Türbalken durch auf die mit Backsteinen ausgelegte Diele zu gelangen, die das Haus quer durchschnitt; die Tür am andern Ende führte auf den Hof. Rechts lag die Stube, eine Stube nach Urväterart, ein Schaustück, das kein Gast, der die Insel besuchte, in Augenschein zu nehmen versäumte. Der Raum war niedrig, die Decke von drei schweren Balken getragen. Bis zur Fensterhöhe zog sich Holztäfelung. Von da ab aufwärts bekleidete eine billige Tapete die Wände; doch wurde ihr stilwidriges grelles Blau beinahe völlig verdeckt durch hunderterlei Raritäten, Flinten, Netze, Bilder, Haussegen, den mächtigen Kleiderschrank, der auf seiner einen Tür in erhabenem Schnitzwerk Adam und Eva und den Baum der Erkenntnis von einem Blumenkranz umschlossen trug,

und auf der andern des Herrn Himmelfahrt. Der Tür gegenüber lag die Feuerstätte, eine einfache Eisenplatte, auf Backsteinen eine halbe Spanne über den Stubenboden erhöht. Ein mächtiger Rauchfang wölbte seinen Mantel darüber und die Rückwand war zum Schutze gegen die Flamme mit Kacheln bekleidet, die auf weißem Grunde blaue Segelschiffe, Windmühlen und Kühe zeigten. Eine sehr kunstvolle holländische Uhr tickte in altersbraunem Gehäuse. Sie wies außer der Zeit das jedesmalige Mondviertel auf einem blauen, sternbesäeten Himmel über dem Zifferblatt. Vor den Fenstern stand ein Tisch, beladen mit Bernsteinsplitterchen, Muscheln, Möweneiern, eigenartigen Tanggebilden —, Strandgut, das Tobias und sein Bruder bei ihren Wanderungen auflasen und an weniger geschickte Raritätensucher verkauften.

Das Seltsamste erblickte man aber an der den Fenstern gegenüberliegenden Wand: zwei braune Doppeltüren zwei Fuß hoch über dem Boden. Das eine Türenpaar schloß einfach einen Wandschrank ab, das andre legte, geöffnet, dem Blick etwas wie ein Kämmerchen frei, nicht hoch, aber breit und von der Länge eines ausgewachsenen Mannes. Sehr reinliche Kissen und Federdecken, die darin aufgeschichtet lagen, ließen diese Koje als die Lagerstatt, das Bett der beiden Brüder erkennen.

Tobias war an den Tisch getreten, ein altes, kostbares Eichenmöbel, verunziert von einer modernen roten Decke mit darüber gebreiteter weißer Serviette. Die Stiefel hatte er schon im Flur niedergestellt. Jetzt schaufelte er aus der Tasche seiner Schifferjoppe ein Häuflein Münzen heraus, zählte sie umständlich auf dem Tisch auf und murmelte rechnend eine Weile. Dann hob er sich auf den Zehen und schob die Geldstücke über den Rand eines Eimers, der hart unter der Zimmerdecke am Mittelbalken hing. Es war die volkstümliche, seit Jahrhunderten gebräuchliche Sparbüchse der Inselbewohner. Jede Familie besaß ihn, den offenen

Eimer am Stubenbalken hinter der schloß- und riegellosen Haustür. Sobald einer von der Sippe in Not geriet, langte er mit der Hand hinein und nahm heraus, was er brauchte. Und wenn er's erstatten konnte, legte er das Genommene zurück an seinen Ort. Das war das Geldgeschäft, der Wechsel- und Schuldverkehr auf diesem Fleckchen Erde. Freilich, seit das viele „fremde Volks" daherkam, womit höflicherweise die Badegäste gemeint waren, hüteten die Insulaner ängstlicher ihren Besitz. Breedens waren der alten Sitte treu geblieben.

Die Münzen, die Tobias über den Rand schob, klirrten nicht, fielen nicht. Das Gefäß mußte randvoll sein. Er betrachtete es mit behaglichem Schmunzeln, als ein lautes Rasseln, Poltern, Schelten in dem Gelaß jenseits des Flurs ihn aufschreckte. Durch die offene Tür herein sprang in mächtigem Bogensatz eine magere schwarze Katze, fuhr über den Tisch auf den Kleiderschrank und verkroch sich dort. Gleich hinter ihr erschien ein zornroter Mann, der laut fluchend eine fetttriefende Pfanne in der Hand schwang.

Tobias Breeden sah ihn an. „Je, Niklas," sagte er bloß.

Da beichtete der andre. Er war in der Küche beschäftigt gewesen, das Abendessen herzurichten, ein rechtes Festessen, weil Tobias auf zweitägiger Segelfahrt schwerlich etwas Warmes in den Leib bekommen hatte. Da, während er Eier in die Pfanne schlug, war die Hauskatze zum Fenster herein gekommen, hatte das Stück Fleisch, das er in den Teig verbacken wollte, gemaust. Im Eifer der Verfolgung stieß der Backende dann die Pfanne vom Feuer, und nun lagen die Eier in der Asche und das Fleisch war verschwunden.

„Du büst to fahrig," sagte Tobias tadelnd. „Jonge Lüe sünd ümmer to fahrig."

Der Gescholtene kniff das eine Auge zu und sah den Bruder mit dem andern an. Sein Zorn war verraucht. Es lag große Schalkhaftigkeit in seinem wetterbraunen Gesicht.

„Nu, sühst du, wat min Oller angeiht, Brö'er Tobias, Se hebben mi to'n Rettungsmann up'n Damenbad makt. Is 'n mojes Stück Brot un ook pläsierlich antokieken, wo de Fruenslüe so in't kalte Water herümmerspaddeln, jo, utnahmend pläsierlich —"

„Scham di!"

„Ick meen' man, Brö'er Tobias, de Jongsten picken se to so ne Hanteerung nich rut —"

„Handfeste, stedige Kierls, up de een sick verlaten kann, Döskopp!"

„Schall ick denn nu 't Brot herkriegen un en Snippel Wurst, Tobias? 't anner hett jo de Katt haalt —"

Tobias nickte und schritt über den Flur in die Küche, seines Bruders Reich. Er selbst hielt sich meist in der Stube auf, wenn er zu Haus war, und empfing dort die Gäste, die seine naturwüchsig knorrige Art weit zahlreicher anlockte, als die kleinen Raritäten, deren Einkauf ihrem Kommen zum Vorwand diente.

Die Küche hatte dem Fortschritt der Zeit Rechnung getragen; sie war praktisch, nüchtern und kahl. Gelbgetünchte Wände, statt der malerischen, unbequemen Feuerstätte ein sehr häßlicher, aber gut brennender Kochofen; ein tannener Tisch ohne Physiognomie oder Geschichte. Auf Brettern und an eingeschlagenen Nägeln Kochgeschirr, Bindfaden, Angeln, Aalstecher und der schwere Korkpanzer, mit dem bekleidet Niklas Breeden, der Rettungsmann, das Baden der Damen überwachte, um sie wie ein gut dressierter Bernhardiner aus dem Wasser zu apportieren, falls sie den Grund verloren.

Tobias ließ sich schwer auf einen Stuhl neben den Tisch fallen, nahm seinen Hut ab, säbelte eine Scheibe Brot und ein Ende Wurst herunter und kaute nachdenklich. Endlich legte er die Rinde nieder. Sie war sehr hart.

„Dat is nich J un nich Fi, Brö'er Niklas. Use Helpersche, Antje, kann nich bottern un du kannst nich koken."

„Nu, nu, man nich glick övern Tuun! Büst söß Johr'

tofreden wesen, Brö'er Tobias. Un as de verflixtige Katt nich kamen was —"

„Nee, Niklas, nee. De Katt kannst du't nu nich upsacken. Un tofreden bün ick ook nich wesen. Nee. Jck mußt' man erst kleen kriegen, wat'r bi to dohn is."

„Söß Johre lang?"

„Jo, söß Johr'. Man du lernst es nich, Niklas! So'n lütt Deern, de noch nich insegnet is, de is di in'n Huusholt över."

Niklas senkte den Kopf und trommelte mit den Fingern auf dem Tisch.

„Wi möt frijen, Niklas."

Der andre schnellte in die Höhe.

„Wi?"

„Een möt frijen. Twee Fruenslüde unner een Dach, da deit nich god. Un" — er streckte dem Bruder die Hand über den Tisch — „Niklas, Brö'er, wi twee wilt doch tosammenhollen."

Niklas schüttelte gerührt die dargebotene Hand. „Brö'er Tobias, wenn ick mal wat fuchtig und fahrig bün, du weetst, wo't meent is."

„Doför büst de een jongen Kierl, Niklas. Nu paß Achtung, wokeen frijet?"

Tobias griff in die Tasche und zog ein Zehnpfennigstück hervor. Aber Niklas hielt ihm die Hand fest.

„Brö'er Tobias, wiel ick doch 'n jongen Kierl bin, as du seggst, un wiel Frijen en' Saak för jonge Lüe is — ick meen' man —"

„Nee, Niklas, Recht mutt bestahn."

Niklas schlug die Augen nieder. „Jck meen jo man. As du nich garn frijen wuttst, — ick doh't di to leev."

„Taal o'er Vagel, Niklas?"

„Jn Gottes Nam'! Vagel."

Die Münze fiel, der Adler lag obenauf.

„Du frijest, Niklas."

Niklas wurde rot und wandte das Gesicht weg, um es zu verbergen. Eigentlich hatte er Gottes Weisheit keinen andern Schiedsspruch zugetraut, fühlte aber zu viel Ehrfurcht vor seinem Bruder, um es ihm gerade heraus zu sagen.

„Nu de Deern,“ sagte Tobias.

„Jo,“ heuchelte Niklas, „wekeen sall ick frijen?“

„Magst 't rote Trientje lieben, 't Schenkmäken bi'n Eschenwirt?“

„De is jo keen Eilandersch.“

„Un denn is se fahrig bi all ehre Smuckheet. Eene stedige mutt et sien.“

„Eene de du ook lieben magst,“ schmeichelte Niklas.

„Wat seggst to Kösters Marieken?“

„Gott bewohr' mi! De is jo scheel up beede Oogen!“

„Jo, denn bliwt man bloß noch —“ Und wie aus einem Mund sprachen beide Brüder: „Marinkamöh ehr Ebba.“

Wieder kniff Niklas ein Auge zu, schalkhaft schmunzelnd.

„De nehm ick — — di to Leev, Brö'er Tobias.“

Tobias tat einen tiefen Atemzug. „Dat glöv ick di! Slukopp! Ebba Jürgens. Woll! Ick bin't ook tofreden.“

„'tis man —“ Niklas kratzte sich hinter den Ohren.

„Wat denn noch?“

„Dar hör'n twee to. Ebba is nich allmannsch.“

Aber nun ereiferte Tobias sich zum erstenmal: „Wat sall so'n Deern denn woll in'n Kopp steeken? Bist 'en ansehnlichen Kierl, slank för dine Johr'. Würklich, slank as'n Mastboom! Von Achtern könn' een' di för Wilm Hansen anseihn. Dat is so. Un de Kreihpoten in't Gesicht, de finden de Fruenslüe moje.“

Niklas wiegte sich verlegen auf seinem Schemel.

„Jo, jo, du magst dat woll seggen. Aber ob se nich dat Muul ward hängen laten?“

„Basta! Ick frije för di, Niklas. De Nahbersche schall weeten, dat ick't tofreden bin, und de Deern ook. Snicksnack! Dat geiht all god. Ick segg, 't geiht god. Krieg

mi mal 'n Sündagsrock ut'n Schapp. Glieks schall ick't to'n Klappen bringen."

Der andre half ihm schweigend. In der Tür hielt er ihn auf.

„Brö'er Tobias."

„Wat?"

„Büst mi ook nich gram, wiel —"

„Wat?"

„Wiel — dat use Herrgott meent, dat ick't bün, de frijet?"

„Schapskopp!" sagte Tobias und setzte sich steifbeinig in Marsch zum Haus der Witwe Jürgens. Er kehrte aber noch einmal um, und in Ermangelung einer andern Blüte, pflückte er die kleinste der Sonnenblumen ab und steckte sie zwischen die Knopflöcher seines blauen Kirchenrockes.

„So'n Rukebusch is 'n Wink met en Tuunpahl. Se ward't woll marken."

Diesmal trat er durch die Vordertür ein und setzte seine Füße fest auf.

Es war gerade kein Kaffeegast zugegen. Die Witwe saß in der Küche und verlas Linsen mit müden, gleichmäßigen Strichen, die guten Körner in die Schüssel; der Abfall blieb auf dem Tische liegen.

„God'n Dag, Nahbersch. Ick hew Se wat to seggen."

Ohne aufzusehen zog die Frau mit dem Fuß einen Strohstuhl herbei. „Sett He sick dal, Nahber."

Dem Alten ging's gegen die Ehre, eine so wichtige Sache in der Küche zu verhandeln. Er blieb stehen und drehte an der Sonnenblume in seinem Knopfloch.

„Se ward't sick woll nahdenken, wat ick will, Jürgensch."

„Nahber Tobias, He weet, ick denk' nix na."

„Mit 'n flüggen Vogel in't Nest schüll een' dat Nahdenken leren."

„Nee, ick mak use Herrgott nich mihr de Plackerie, dat he't anners inrichten mutt, as ick't mi so dacht hew."

Dabei sonderte sie gemächlich ihre Linsen, die einen in

die Schüssel, die andern beiseite, und beiseite und in die Schüssel, immerzu, immerzu. Sie hatte ein langes Gesicht, das von Haus aus etwas trübselig im Ausdruck geraten war. Sorgen, Enttäuschungen hatten es noch länger, noch trübseliger gemacht; die Augen waren wie verwaschen von Tränen. Um den Kopf trug sie ein rötlichschwarzes Tuch und ihre Kleidung war schwarz in allen Schattierungen dieser Trauerfarbe.

Tobias packte schon die Ungeduld. „So'n Unverstand is noch gor nich dawest!"

Sie unterbrach ihn. „Tobias Breeden, He hett in de Wull seten sien Lewdag un ick in'n Kletten. Dorüm kumm wi nich overeen. Ick hev ook mien Leben inrichtet, as ick jong was. Hjelm Jansen wull ick frijen, wanneer he vun sien letzte Reis' üm de Welt torügkam. Un he was en slanken, flinken Jong un harr sien Schäpkes in't Dröge. Do kreeg he 't geele Fieber un se smeten em in't Water. Frijen! — Nich en enkele Bloom kunn ick up sien Graff leggen! — Un denn kam Jürgens un wi hev frijet! He was ook en goden Mann un uns' Jörk ook! Gav et woll en mojeren Jong op't Eiland? Dor meent ick klook to sien. He durft' kein Matros warden, mußt' bi Moder bliwen, met Vader na de Fiske fahren. Un up'n stormigen Namidagg kam se met de Schalupp boven an'n Strand torüg seilen. Ick frö mi, dat ick se wedderhev. Un se klettern 'ruut, trekken 't Schalupp 'n beten höger up't Land. Ick stah'r bi un denk' an de Grogg, de ick se up'n Abend bröen schall un of'r noch Rum in de Flask is? — Und up een' Slag kocht dat ganze Meer — Krach! Bört een Well 't Schalupp in de Höcht un smitt't över de twee, mien Jörk un Jürgens! — Ick stah'r dicht bi, du ook, Tobias, Niklas, söß annere noch — Teihn Schritt vom Land ertrinken sie elendiglich! Un ick mak 'n Schand un ick ring' mien Hand'n — — 't kann'r keen wat bi dohn! — Du hest weent dotomalen, Nahber Tobias —"

„Jo, 't was 'n slimmen Dod," sagte der alte Schiffer. „Man nu is't over. Du hest noch een Kind behollen, Marinkamöh, dien Ebba."

Die Frau machte eine Bewegung mit der Hand, als schätze sie diesen Überrest ihres einstigen Glückes nicht besonders hoch.

„Wo is 't Wicht?"

„Schall woll in'n Dörpe wesen. Se wascht jo vör de Sommergasten. Ick kann ehr de Pennige nich geven to Bänners un Nadels un all den Kram, de ehr in de Oogen steekt."

„'t is 'n snikkere Deern."

Die Witwe schüttelte wehmütig seufzend den Kopf. „Dat helpt ehr nix."

„Marinkamöh, da is Se dwars. Snikkerheet is'n mojes Ding för'n Fruensminsch; — ick wull dormit nich seggt hebben, dat de Mannslüe Swinegels wesen möt't —"

Tobias hatte sich noch immer nicht gesetzt. Er trat von einem Fuß auf den andern. Da die Witwe wieder anfing Linsen zu verlesen und noch immer keine Miene machte, ihn in die Stube zu nötigen, wie es der Anstand erheischte, entschloß er sich endlich, sein Anliegen hier vorzubringen. Er tat's bündig und gradaus, mit berechtigtem Stolz in Anbetracht des gefüllten Eimers unter der Decke. Als er auf Niklas zu reden kam, leuchteten seine Augen wie Sterne unter den buschigen Brauen hervor.

„Jo, Tobias Breeden," sagte die Frau mit blödem Staunen, „dat harr ick noch nich mal seihn! He hett sick jo so fien maket un orndtlich en Rukebusch vör de Brost. Nu begriep ick't ierst."

„Denn gew' Se mi Bescheid."

„O, ick hew nix tegen Niklas."

„Se hett'r nix tegen? Nu slag doch God den Düwel dod! Nix tegen! So'n Snack! Nix tegen! 'n staat'schen Keerl, Niklas! Süht prächtig ut. Do kieken de Fruenslüe

doch ook na! Un't Huus, un't Schalupp, un't Boot! Un fief Garens mit Kantüffels derin, un denn noch 't Bargeld! Bi Geld is god wahnen, Marinkamöh. Un bi Se woll'n jo woll all de Müüse in't Schapp versmachten. Un denn krigt Se Ehr Wicht dicht bi an. Bi Winterdag, in Snee un Js kann Se sacht röwerloopen un klöönen un kören. Na, ick meen', as 'ne Mutter sick all dies tosammendenkt —"

„Jo, Tobias Breden. Jck denk' man nix mihr."

Tobias unterdrückte einen Fluch. „Nu mak Se'r en Enn' vun. Nahbersch."

„'t kummt'r up an, wat de Deern seggt."

„O, de is't tofreden!"

„Meent He?"

„De is jo nich so dwatsch as Se, Jürgensch! — Jck have 'r giern sülvst mede sproken. Man't Wicht kümmt jo nich. Nu, dann richte Se's man aus. Adjüs ook."

Frau Jürgens fuhr auf. „Will He denn all gahn? Un ik hew Em noch nich mal 'n Lütten inschenkt, as't sick hürt bi de Frijerie!"

„Bet Se ut'n Tran kümmt, is mi de Lust utgahn."

„Jo, ick kann ook gor nix mihr denken."

Tobias ging grimmig seines Wegs. So sehr Ebba ihm gefiel, so unleidlich war ihm ihre Mutter. Er hatte keine Geduld mit winselnden Frauenzimmern. Hätte er Nerven gehabt, die schwarze Mutter Marinka wäre ihm auf die Nerven gefallen. Er besaß aber nur Galle.

Niklas erwartete den Bruder in der offenen Haustür, unruhig trippelnd. Mit seinen vorgebogenen Schultern, vornüberhängenden Armen und den blitzenden, dunkelblauen Augen erinnerte er lebhaft an einen außerordentlich vergnügten Vogel. Als er des Heimkehrenden ansichtig wurde, drehte er den Kopf zur Seite und pfiff.

„Verleevt as'n Maikatt," dachte Tobias, „un will mi 'n X för'n U vormaken. So'n Jung'!"

Er schnitt eine Grimasse. „Wi hev meent, wi stün'n

all in'n Kohl, un nu staht wi erst in de Strunken. Treck di't nich to, Niklas. De Ollsch is jo man en oll Wrack; aber Ebba, de is as so'n smuck Dreimastschipp. De hölt Kurs."

„Hett se sick nich bannig verfiehrt?" erkundigte sich Niklas mit zugekniffenem Auge.

„Verfiehrt! Vor'n smucken Frijersmann? — Snack! — Se was nich to Huus. Seggt Bescheed. — Un nu krieg' Gottes Wort tor Hand un denn willen wi den Dag besläuten."

Niklas ging in die Stube und nahm die Bibel aus dem Wandschrank, nicht eben gern gehorchend. „Ick weet't Kapitel nich mihr."

„Viertes Buch Moses, Kapitel fünfunddreißig," sagte Tobias.

Niklas hätte lieber etwas Zärtlicheres gelesen, von den Frauen, die Jesus dieneten, von der Freude der Mutter Maria, oder wie Maria Magdalena des Herrn Füße mit ihren Haaren trocknete. Aber der Bruder litt eine Unterbrechung der Reihenfolge nicht und so las er:

„Von den Städten der Leviten, Freistätten und Totschlag.

Wer jemand mit einem Eisen schlägt, daß er stirbt, der ist ein Totschläger und soll des Todes sterben.

Wirft er ihn mit einem Stein, damit jemand mag getötet werden, daß er davon stirbt, so ist er ein Totschläger und soll des Todes sterben.

Schlägt er ihn aber mit einem Holz, damit jemand mag totgeschlagen werden, daß er stirbt, so ist er ein Totschläger und soll des Todes sterben.

Der Rächer des Bluts soll den Totschläger zu Tode bringen; wie er geschlagen hat, soll man ihn wieder töten.

Auge um Auge; Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß, Brand um Brand, Wunde um Wunde, Beule um Beule. Das soll euch ein Recht sein bei eueren Nachkommen, wo ihr wohnet. Und ihr sollt keine Versöhnung nehmen über die Seele des Totschlägers, denn er ist des Todes schuldig und er soll des Todes sterben."

In der Nacht seufzte Niklas viel und warf sich in dem den Brüdern gemeinsamen Wandbett unruhig herum. Der Gedanke an die schöne Ebba regte ihm das Blut gewaltig auf. „As't man god geiht!“ dachte er betrübt. „Se is so'n quick, snikker Meisje, — un ick en olen Knast von fiefunveertig Johren! Dat paßt sick as de Haspel up'n Kohlpott.“ — Der Eimer an der Decke fiel ihm ein, ein mächtiger Bundesgenosse bei jeder Werbung, aber er seufzte ungetröstet. Er sah den Mondstrahl an, der über Adam und Eva und dem gen Himmel fahrenden Christus spielte, und hätte weinen mögen.

„Holl di still in de Koje, Brüdigam,“ murrte Tobias endlich.

Niklas faßte seinen Arm. „Brö'er, ick weet nich, wat mi ankümmt. Dat fröst't mi so dörch de Knaken. Ick meen', dat Unglück kümmt to'r Huusdör herin un sett't sick an den Füerherd —“

„Schall woll wesen. 't kümmt'r jo en Wiw in't Huus. — Döſſelbart', fangst Grillen? Sündeg geihst mit dien Brut to Danz.“ —

Der Vollmond stand über dem Wattmeer. Auf den kleinen glitzernden Wellen woben seine Strahlen eine breite Silberbrücke hinüber zu dem in leuchtendem Nebel verschwimmenden Festland. Schwarz ragten zum lichterfüllten Himmel die segellosen Masten und Stangen der auf der Reede verankerten Boote. Der Dampfer, der den Verkehr mit dem Festland vermittelte, lag wie ein schwarzer Block inmitten des flüssigen Glanzes. Und rötlich durch das bleiche Mondlicht brach der regelmäßig wechselnde Strahl des Leuchtturms hoch oben auf dem höchsten Punkt des Dünenstranges, während von den Nachbarinseln rechts und links fernher über die weißschimmernden Wellenkämme der Brandung die Brüderleuchttürme herüberzwinkerten, jeder in seinem besondern Licht, ein Geschlecht nimmer schlafender Wächter, die ihre Warnungen mit Flammenschrift hinausstrahlten in die dunkle

Wasserwüste: „Hüte dich, schmuckes Schiff! Hier droht die Untiefe, dort das Riff! Gefahr rechts! Gefahr links! Und schmal nur die Straße, die zum Hafen führt.“

Draußen am Strand peitschte der Nordwest noch immer die Wogen; ihr Rauschen donnerte über die abendstille Insel. Aber an der Wattseite war's ruhig, lauschig. Wie ein schneebedecktes Hochgebirge streckte die Dünenkette ihre phantastisch gezackten weißen Gipfel in den schimmernden Himmel. Willkürlich zerstreut schmiegten sich die Häuschen des Dorfes um ihren Fuß, dunkle Würfel, in deren Fensterhöhlen hie und da ein rötliches Licht glühte. Angepflöckte Kühe und Schafe weideten behaglich das kurze Gras der Wattwiesen. Ihre Gestalten und die Schatten, die sie auf die mondhelle Fläche warfen, verschwammen miteinander zu ungeheuerlichen schwarzen Flecken in dem lichten, schleierartigen Dunst, der über dem Boden zitterte und den Fuß der fernen Dünen wie in einer Wasserfläche verschwimmen ließ.

Zwei junge Menschenkinder standen auf der Wiese, der Bursch, schlank, braungelockt, mit Feueraugen in dem seltsam ernsten Gesicht. Von des Mädchens krausem Haar war das helle Kopftuch geglitten; es schimmerte silbern wie der Mondstrahl auf dem Wasser, und ihr Gesicht war weiß wie der Gipfel der Dünen, ein eigenartiges Gesicht, wie man's bei griechischen Büsten und Frauen aus dem hohen Norden manchmal findet, schmal und scharf, mit einer Nase, die ohne Einbuchtung an der Stirn ansetzt, mit hochgewölbten Brauen und hellen Augen. Nichts hatte Farbe darin als der feinlippige Mund.

Den Burschen umspann der Zauber der Sommernacht. Er hatte einen Arm um den Leib des Mädchens gelegt und die Grenzen der Dinge vergessend, baute er sein Glück auf seines Herzens Wünsche, eine Grundlage, so fest wie der Regenbogen, den die Mondstrahlen in den schillernden, zitternden Wasserdunst um der beiden Füße malten.

Das Mädchen aber schwärmte nicht. Es sah dem Mond

gerade in sein leuchtendes Angesicht, und er verwirrte ihr nicht den geraden, harten Sinn.

„Ick segg di, Wilm, he snackt slimm Tüg.“

„Lat 'n snacken, Ebba.“

„Jo, as't man bi't Snacken blift.“

„As he Ernst makt, dun seggst em —“

„Denn segg ick nix, Wilm! Gor nix segg ick denn.“

„Ebba!“

Er funkelte sie an mit seinen strahlenden Augen; aber sie hielt seinen Blick aus.

„Lügen und Trügen is mien Oart nich. Breedens sind reiche Leute, haben 'ne Schalupp und 'n Haus. Und bei Mutter is Geld 'ne rare Ware. Wir wissen nicht ein noch aus. Wat schall ick dohn?“

„Muß ich dir's sagen? Ick hab' gemeint, Ebba, du hättest mich lieb.“

Sie lachte kurz und trocken auf. Es klang wie ein Schluchzen. Plötzlich warf sie die Arme um den Hals des jungen Menschen und küßte ihn leidenschaftlich.

„Worum büst du nich en rieken Mann as he?“

„Töw man zwei, drei Jahre, Ebba. Ick lieg' nich auf der faulen Haut und ick versteh' mancherlei.“

„Du verstehst — wat denn? Möwen schießen un Postbot' spielen im Sommer, die Stadtherrens barbieren un mit'n Harmonika zum Tanz aufspielen. Dormede lockst keen Katt achtern Oben weg.“

„Ebba,“ sagte der Bursch leise, „wenn du Niklas Breeden heiratest, geh' ich zu Schiff wie Ohm Hjelm un krieg 's gelbe Fieber wie er. Deern! Deern! Weetst denn noch ümmer nich, dat di keen Minsch so leev hebben kann as ick?“

Er preßte sie an sich; sie strich ihm die dunklen Locken aus der Stirn und legte die Finger auf seine Augenlider.

„Mien Jong! Mien eenzigste Jong! Wör ick man 'n Eschenwirt sien Deern, o'r Kösters Marieken, o'r süß een', de't maken kunn, — du schüllst nich fragen, ob ich dich lieb

hab'! Solltest grabbeln bis an den Ellenbogen in meinen blanken Talern, damit nach den Strandläufern werfen, wenn's dir gefiele. Ich hätt' meine Freud' dran. Aber ich bin der armen Marinkamöh ihr arme Ebba un de mutt klook sien, — de mutt klook sien!"

Ihm gefiel die Gegenwart so gut, daß er sich der düstern Sorgen um die Zukunft völlig entschlug. Er hatte sich auf einen Sandhügel am Fuß der Dünen gesetzt und wiegte das Mädchen auf den Knieen.

„Sonntag ist Freitanz beim Eschenwirt. Da kommst du. Da tanzen wir mitsammen."

„Ach," sagte sie. „Du mußt ja zum Tanz aufspielen. Nich mal tanzen kann man mit dir."

„Doch, Ebba, doch. 's geht umschicht diesmal mit einem aus Norden. Ich hab's nich anders getan. Sieh, 'n halber Taler geht mir damit flöten. Aber ich will ihn nich. 's macht mich toll, wenn einer dich in seine Arme faßt und ich soll noch dazu aufspielen. Nee, nee! Geld is 'n mojes Ding und ich weiß'r auf zu laufen. Aber das Höchste ist es nich, Ebba, das Höchste nich!"

Sie schalt nicht über seine Verschwendung. Sie nahm seine Hand und drückte sie an ihre Wangen.

In diesem Augenblick fiel ein Schatten über die beiden und eine spöttische Stimme sagte: „Bongschuhr! Dat hev ick drapen. Wilm, Kierl! sühst jo so fründlik ut, as'n Arm voll junge Katten! Wat hest bi mien Deern herümtosnökern?"

Wilm war aufgesprungen. Eine heftige Erwiderung schwebte ihm auf den Lippen. Ebba zupfte ihn verstohlen ängstlich am Ärmel. „Holl di still!"

Und sie wandte sich zu dem Aufdringlichen. „Dien Deern, Jan Jürgens, steiht bi'n Eschenwirt und sprüt't Beer."

„Fallt ehr nich in!" lachte Jan. „'n Voß? Dat wörr keen Speck vör mien Muul."

„Schall ick dat Trina weddervertellen?"

„Swig still, ick hev en Deern. Man von de schall en anner sien Poten woll aflaten. De mi da mang spöken*) will, den slag ick de Knaken to Mus. Wokeen meent is, mag'r anrücken, as Kaspar an'n Suurkohl."

Dabei sah er mit schiefem Blick auf Wilm Jansen, dem die Adern auf der Stirn schwollen und der kaum noch an sich hielt. Aber Ebbas Finger zupften noch immer schmeichelnd an seinem Ärmel.

„Holl di still! Holl di still!"

Ein Gedanke stieg in ihm auf. Er drückte die zitternde Hand und lächelte.

Ebba sah Jan Jürgens an mit furchtlosem, hartem Blick. „Un as een nich na dien Piep danzen wull, denn wardst'm woll't Ohr afbiten as den Schipper up de Nordener Kirmeß, he?"

„Ah, meenst, ick scheer mi wat üm acht Dag Haft? Ick hev nüms**) so god slapen künnt as in't Emdener Gefangenhuus."

„Wer ans Hängen gewöhnt is, dem juckt der Hals nich mehr," sagte das Mädchen mit zorniger Verachtung.

Jan Jürgens lachte. Er war ein breitschultriger Gesell, Schiffer von Gewerbe. In seinem wetterbraunen Gesicht erschien das hellblonde Schnurrbärtchen beinahe weiß, — übrigens ein hübscher Bursch, dem die Mädchen allerorten nachliefen.

„Wilm," sagte er plötzlich grob, „weetst wat? Nu schuv af! Hest Breef herüm to dragen. Flink! Flink! Se luuren all! Schuv af, segg ick, schuv af! Mien Brut brukt so'n Landratt' hier nich —"

„Dien Brut!" fuhr Ebba auf. „Zu Pfingsten auf dem Eise bin ich deine Braut. Ich wollt' viel lieber in die See gehen. Die Braut von einem, der noch mal gehängt wird!" —

*) spuken = pfuschen. **) nirgends.

„Meenst? Ick segg di, Wicht, mi frijest oder keen! Den Knüppel up'n Kopp slag ick jeden Kierl, de di frijen will.“

„Mien Katt hest versupt*), wiel ick se di nich up't Schipp geven wull. Minschen sünd keen Katten, Jan Jürgens.“

„Da verlat' di nich up. Un wat dat Hängen angeiht, — as ick mi tovörderst mildernde Umstände ansupen doh, meen ick, se schall'n 't woll bliven laten. De Herr Staatsanwalt wull' mi gern an'n Kragen bi de Nordener Sak', man do het en Uhl säten. Un mien Will'n hebb ick doch kregen! Süh, de Karnaille is sien Ohr quitt.“

Ebba preßte die Lippen zusammen und antwortete nicht mehr. Sie ging rascher, immer rascher; ihre Begleiter treu ihr zur Rechten und Linken. Heimlich sann sie, wie sie Wilm zurückhalten, vor einem Alleinsein mit ihrem wüsten Vetter behüten könne. Es ängstigte sie jetzt, daß er gar kein Wort redete.

Am Eingang in die Dünen kehrte Jan sich plötzlich um. „Dat ward mi to dumm. Ick gah nah Huus.“

Da tat auch Wilm endlich den Mund auf: „Ich geh' mit.“

Darüber verwunderte sich Jan. „Nu sla doch Gott den Düwel dod! Dat harr ick mi nich drömen laten, dat du mi so leev hest.“

„Du hast mir deine Gesellschaft aufgedrungen,“ sagte der andre, „nu mußt' mit meiner zufrieden sein.“

Ebba hob flehend die Hände: „Wilm —!“

Da lachte Jan roh auf. „Sühst heel benaut ut! Büst bang üm dien säuten Bengel? Bang üm sien moje Ohren?“

„Gute Nacht, Ebba,“ sagte Wilm. Er trat an Jan Jürgens' Seite.

Der schritt weit aus, hielt die Hände in den Taschen und pfiff. Er wollt's dem Begleiter zeigen, daß er für ihn nicht vorhanden war. Wilm ging schweigend neben ihm und

---

*) ersäuft.

hielt Schritt, was für Bogenlinien jener auf dem weichen Wiesengrund auch beschreiben mochte. So oft Ebba auf ihrem Weg durch die Dünen sich angstvoll zurückwandte, sah sie die zwei schwarzen Gestalten in dem flimmernden Nebel wandern, schweigsam, eilig, dunkel wie zwei Schatten. Endlich bogen sie um den Fuß der vorspringenden Düne. Des Mädchens Blick erreichte sie nicht mehr.

Da stellte Wilm plötzlich, unerwartet seinen Begleiter.

„Nu mang us twee! Wahr' dine Ohren, du Schelm!"

„Di jökt woll de Puckel? — Musikante, wat wuttst?"

„Ja, du hest't höllschen in'n Munne! Ick prahl' un gröhl nich vor Fruenslüe, man up'r Näs' herüm danzen lat ick mi nich!"

Mit raschem Griff faßte er den andern um den Leib. Jan Jürgens war ein Bär an Stärke, aber Wilm besaß die Geschmeidigkeit einer Pantherkatze und auf einen so jähen Angriff war der Schiffer nicht vorbereitet gewesen, er hatte ihn dem verachteten Gegner nicht zugetraut. Er konnte keinen festen Fuß wieder gewinnen. Er taumelte, er glitt; fluchend stürzte er. Wilm faßte ihn bei den Ohren, drückte sein Gesicht ins feuchte Gras und bearbeitete mit kräftiger Faust seinen Schädel.

„So! Do hest du de Quittung för dien ‚Landratt'. Mark di't."

Und mit einem letzten kräftigen Schlag ließ er den Zerdroschenen los und sprang in raschen Sätzen dem Dorf zu. Brüllend rieb jener seinen Kopf. Die Lust zur Verfolgung war ihm vergangen. Aber er ballte knirschend die Fäuste.

„Dat will ick di ankrei'en! Dat schallst mi betalen!"

Seine Augen schillerten grünlich. Auf seinen Lippen stand Schaum.

Der andre hatte schon die Ortschaft erreicht. Fröhlich hallten seine Schritte auf den Backsteinsteigen, die sich durch den tiefen Sand der Straße zogen. Im letzten Häuschen hatte die Witwe Mahren dem Burschen ein Kämmerchen

abgelassen, ein kleines Gelaß mit weißgetünchten Wänden, das nichts enthielt als ein sauberes Bett und den nötigsten Hausrat. Aber Wilm Jansen hatte seiner Kahlheit einen Anstrich von Persönlichem, Wohnlichem gegeben. Vor dem Fenster standen Blumen und ein Bauer mit einem Kanarienvogel. Die Ziehharmonika hing an der Wand neben der treuen Flinte und dem Briefbeutel.

Wilm zündete ein winziges Lämpchen an und zog eine Kerbschnitzerei aus einer Lade. Seine Wangen hatten sich gerötet, und er lachte fröhlich auf in der Erinnerung an die ausgeteilte Züchtigung. Dann setzte er sich an die Arbeit.

„En fein Präsent für Ebba! Paß auf, Deern! 'n Dämelack bin ich nich. Hätt' ich zu sagen bei Marinkamöh, sie müßte mir das Haus mit Gästen vollstopfen bis unters Dach und Ebba sollte für sie kochen. Wenn eine ein Haus hat und Gärten und 'ne Kaffeewirtschaft und kömmt auf keinen grünen Zweig! — 's is doll! Hätt' ich man zweihundert Mark! Ich wollt' 'nen Laden auftun, an Sommergäste verkaufen, was sonst auf'm Eiland nich zu kriegen is. Hier sind die Leut' all wie eingeschlafen! ‚Antje, bet' heißt's, ‚'t Speck ward us stohlen.' Aber ich bin nich von der Sorte. Töw, Ebba, töw! Der Anfang is gemacht. Fünfzig Mark stehen auf der Kasse in Norden. Wenn's erst zweihundert sind —"

Er sprang auf, nahm sein Instrument von der Wand, und sich auf die Fensterbank mitten zwischen die blühenden Blumen in den Mondschein setzend, spielte er ein feuriges Liebeslied.

Inzwischen trat Ebba in ihr Haus. Die Mutter nickte am Küchenherd über einem schwarzen Strickzeug.

„Büst da, Wicht? Ick meen', du kummst vundage nich wedder!"

„Moder, mit Jan is dat nich to'n Uthollen!"

„Wat deiht he di denn?"

„He frijet na mi. So'n riven Patron! Ick hew em min Lewdag nich lieden künnt!"

„Frijen? — Dat hett all 'n anner besorgt."

„En anner!?"

„Tobias Breeden."

„So."

„Vör Niklas."

„So."

„So, so! — Is di de Mund towussen, Deern?"

„O, Moder!"

„Jo, jo, ich seih't all kamen. Hest nix in'n Koppe as dien mojen Jong, dien Wilm Jansen! Dat ick bet an de Strot in de Bredouille sitte, dat inkommodeert di nich! Tweemal hett de Gerichtsbot' nafragt, un to Ostern mutt wi ut'n Huus. Di is't gliekveel. Aber ick! — Ach, wenn mien Sähn Jörk noch leevde, weer ick nich so'n arm verlaten Wif!"

„Moder! — Ick wull, dat dien Jörk hier bi di up'm Stövken set', un ick leg buten in de See."

„Jo, man nu liggt he bi de Fisken buten un du büst'r bleeven."

Das Mädchen ging hastig in der Küche auf und nieder. Ihr gesteiftes Kleid rauschte, indem es an den Einrichtungsgegenständen hinstrich. Aufgeregt schlug sie die Hände vor ihr weißes Gesicht.

„Wat schall ick dohn, wat schall ick dohn!"

„Doh na dien Sinn," murrte die schwarze Frau und stand schwerfällig auf. „Ick bün en oll, unnütt Fru. Dienen Will'n mußt hebben." Damit nahm sie die Lampe und ging schlurfend hinüber in die Kammer.

Ebba kauerte auf einem Schemel an der Feuerstätte nieder, die Ellenbogen auf den Knieen, das Kinn in den Händen. Der Mond, der silbern durchs Fenster schien, erinnerte sie an Wilm Jansens Liebesworte. „O, harr ick Tid! Harr ick Tid! Man een enkel Johr Tid! Wilm is'n smarten Jong, he schall woll flott warden!" Dann schüttelte sie in bitterer Verzweiflung den Kopf. „Un as ick teihn Johr töwen wull, ick weet wo't geiht: de to'n Esel geboren is,

kummt nich up't Perd! — — Niklas Breeden — — Niklas Breeden — — he is nich so slimm as Jan. Ick hev em immer giern lieden mögen — Jo, ick mutt klook sien — klook sien — —" Plötzlich warf sie ihre Arme auf den Küchentisch und den Kopf auf die Arme und brach in wildes Schluchzen aus. „Ick glöv, he hett mi 'n Mixtur ingeeven, dat ick nich von em los kann. O, Wilm! Wilm! Mien eenzigste Jong!"

* * *

Sonntag abend. Glutrot ist der Sonnenball untergetaucht, nicht in die Wellen, in eine schwarze Bank, die sich langsam höher und höher schiebt, während von Norden und Westen kleine Wölkchen heranschweben, wachsen, sich verbinden, ausbreiten, verdichten, der Vortrab einer gedrängten Heeresmasse.

Im erlöschenden Abendrot schimmern die bunten Fahnen an den hohen Masten, die fast vor jedem der kleinen Backsteinhäuschen aufgepflanzt stehen. Der Nordwest hält sie sämtlich stramm nach einer Richtung ausgebreitet. Öd liegt der weitgedehnte Wattstrand, schmutzig grau glänzend in der Tiefebbe unter den grauen Wolken. Und deutlich im scheidenden Tageslicht taucht das Sagenland herauf, das Wunderland im Westen, die werdende Insel. Ursprünglich eine Sandbank, verloren im weiten Meer, ein gefürchtetes Riff; aber allmählich rundet sie sich, hebt sich aus den Wellen langsam, unaufhaltsam. Jeder Wogenschlag, der die Küste peitscht, führt ihr eine Handvoll Sandkörner zu und der Nordwest, dessen keuchender Atem nimmer aussetzt, schiebt und preßt die angeschwemmten Massen zusammen, schichtet sie, hält sie unlöslich verbunden. Muscheln und Seesterne umkränzen den Rand, der nur bei Tiefebbe aus den Wassern steigt. Seevögel rasten, nisten auf den werdenden Dünen; denn schon erheben sich winzige Dünen im Osten; der Strandhafer durchzieht sie mit seinen zähen Wurzeln. Wer das

erste Samenkorn auf das Riff getragen hat? Wind oder Wellen, eine Möwe im Flug. Aber es haftet, es geht auf, gedeiht, unbeschützt, unbehindert von Menschenhand. Andre Keime folgen. Bald schlagen die ersten Blumen ihre leuchtenden Augen auf. In zwanzig Jahren wird die Sandbank ein Eiland sein, wie die Schwestern rechts und links, die Schöpfung der Wellen, das Erzeugnis einer Laune des Weltmeeres, das eigenwillig hier blühendes Land wegreißt, begräbt unter seinen Wogen, dort eine neue Welt hervortreibt aus seinem geheimnisvollen Schoß.

Beim Eschenwirt war Freitanz. Ein paar Badegäste, die sich nach einer neuen Unterhaltung sehnten, haben die Anregung gegeben. Der hellhörige Wirt ist derselben gefolgt und macht gute Geschäfte. Natürlich! Die Einheimischen dürsten vom Springen, die Fremden vom Schauen. Fast die ganze Badegesellschaft drängt sich im Nebensaal. Da müssen die Kellner fliegen und die rote Trina weiß kaum, wo ihr der Kopf steht. Würd' selbst gern ein wenig zuschauen, hätte sie bloß Zeit, denn es gibt heut etwas zu schauen. Jürgens' Ebba geht zum erstenmal seit ihrem Verspruch mit Niklas Breeden aus. 's ist wahr, Glück hat sie, das spinnige Ding. Breedens sind angesehene Leute auf der Insel. Ob ihr selbst ihr Glück gefällt? Blaß ist ihr scharfes Gesicht schon auf der Schulbank gewesen, und was sie nicht zeigen wollte, hat sie schon damals nicht gezeigt. Ihr helles Kleid macht sich ja recht festlich und Niklas Breeden geht neben ihr, als hätte er in der Lotterie gewonnen. Einem ist die Verlobung ganz gewiß nicht recht, — dem Wilm Jansen! Und der muß dem Brautpaar zum Tanz aufspielen! Wie ihm die Augen funkeln! Wie zwei in sich glühende Kohlen, schwarz von außen, aber inwendig glimmt das verzehrende Feuer. Man hat ihm seinen Stuhl auf den Tisch gesetzt, damit er nicht umgetanzt wird. Ein Seidel Bier steht auf der Platte zwischen seinen Füßen; eine Cigarre hält er zwischen den Zähnen, die Mütze sitzt ihm ein wenig schief.

So spielt er und spielt Walzer und Ländler, und die Glutaugen starren über Tänzer und Tänzerinnen, über Niklas und Ebba hinweg grad in die Wand gegenüber, als wollten sie sie durchbohren. Um seinen Mund zuckt's, als spielte er einer Leiche den Abschiedsgruß auf ihrem Weg zum Grabe. Ob er die Harmonika nicht noch in Fetzen reißt? Ja, schlimm ist's, wenn man lassen muß, was man lieb hat. Die Trina könnte auch davon reden. Armer Junge!

„Na nu! Paß doch Achtung!" — Ein derber Schlag auf die Schulter schreckte die Kellnerin auf. Der, an den sie dachte, stand vor ihr.

„Je, Jan Jürgens! Büst du denn nich in Emden?"

„Dösbattel! Hest keen Oogen in'n Koppe, dat de fragst? — Giv mi'n Genever. Ick hev een'n up'n Kiker."

„Jan —!"

„Wat sien mutt, mutt sien. Karnickel hett anfungen."

Liegt's in der Luft? Der Jan hat wasserhelle Augen von Natur und auch in ihnen scheinen heut glühende Kohlen zu stecken. Aber seine Augen kennt die Trina, weiß, was jeder Blick daraus bedeutet.

„Jan Jürgens, ick bidd di —" murmelt sie, während sie ihm das Getränk eingießt. Die geübte Hand ist ungeschickt, es quellen ein paar Tropfen über den Rand.

„Anke nich! Is di't nich 'n grote Ehr', dat ick wedderkamen bün, to di kamen, mien Schatz?"

„Dien Schatz! — Du büst so falsch as Schaum up't Water."

„Holl dien Muul!" Jan Jürgens ließ seine Blicke durch den Saal schweifen. „Dunnerslag! Trientje, help mi ut'n Droom! Is dat liefhaftig Niklas Breeden, de sien Beenknaken smiet't as'n Storch in'n Kohlfeld? Wat vörn Deern quirlt he denn da rümmer?"

„Weetst jo, dat he met Ebba Jürgens Verspreek hollen hett."

Jan brach in ein wieherndes Gelächter aus. „Verspreek!

Wat man 'n richt'gen Verspreek heet? Un dat met Ebba Jürgens! — Trientje, noch 'n Glas Beer. Darup mutt ick eenen drinken."

„Du supst as'n Heiden. Hüt' di, Jan, de Schandarm is up't Eiland."

„Schall ick dorüm dröge sitten, he?" — Er deutete zu Wilm hinüber. „De Kierl speelt as'n Swin. Smiet mal een de Musikanten rut." —

Auf einer Bank der Tür gegenüber saß Ebba zwischen den Brüdern, Mutter Marinka in ihrem schwarzen Kirchenkleid wehmütig würdevoll daneben. Ungern war das Mädchen zum Tanz gegangen, hatte Niklas abgeredet nach besten Kräften. „Hast in Jahren nich getanzt, Niklas. Schenier' dir nich. Ich kann meine Füße wohl still halten."

Aber Tobias hatte entschieden: „Danzen hürt sich vör jong Volk. König David hett ook danzt. Un Niklas danzt höllisch smartig, lütt Ebba."

Also tanzte sie. Sie meinte, sie hätte Schwereres vermocht. Nun sie hier war, fand sie doch, dies sei das Schwerste. Wilm sitzen sehen, starr, mit verglastem Blick, und tanzen, tanzen, während er aufspielt! Wissen, er geht übers Meer und er bekommt das Fieber; du siehst ihn nie, nie wieder! und zu antworten: „Ja, Niklas," und „danke, lieber Niklas," und zu hüpfen, zu springen. Der Atem versagte ihr, sie wußte nicht mehr, wohin; sie trat auf ihr eigenes Herz bei jedem Schritt!

Aber Tobias in seiner behaglichen Bruderliebe lachte: „Is'n bannigen Kierl, use Niklas! He, Jürgensch, wat meent Se? So'n jong, quick Mäken as Ehr Ebba kann'r nich tegen an. Jo, wi Breedens sünd ut'n harten Holte maket. Wi blift twintig Johr'n länger jong as annere Lüe."

Als Ebba Jan Jürgens eintreten und mit seinen glühenden Augen zu dem Aufspielenden hinüberstarren sah, immer hinüber zu dem einen, ohne den Blick zu wenden, da sank ihr völlig das Herz. „He hett en Piek up Wilm. Un ick

kann em nich bedüden un nich behüden. He süht mi jo nich mal an. Wat schall ick dohn?"

Niklas kniff ein Auge zu und sprach davon, wie sie's mit der Hochzeit halten wollten, und Tobias machte Witze dazu, über die ein wohlerzogenes Mädchen erröten oder sich erzürnen mußte. Ebba tat beides nicht! sie saß wie aus Stein gehauen.

Mutter Marinka zupfte sie endlich am Kleid. „Segg doch ook wat."

„Jo, Moder, jo, ick segg wat. Ick glöv — et gift to'r Nacht en Unwedder. — — Hür' blot, wo de Wind bruust —"

In diesem Augenblick brach Wilm mit gellendem Mißton ab, warf die Harmonika auf den Tisch und sprang von seinem erhöhten Sitz.

„Pause!" schrie der Wirt.

Wie an einer unsichtbaren Schnur gezogen, flog auch Ebba vom Stuhl, sah Jan an, sah Wilm an und stürzte vorwärts.

„Ebba! — Deern!"

„Jo, Moder. Lat mi doch! — Mi — mi is so benaut — Lat mi!"

Und durch die Tür, durch die Wilm aus dem Saal gestürmt war, rannte auch sie, unbekümmert um den Verlobten, den Schwager, die Zuschauer. Mutter Marinka seufzte und schwieg. Tobias, in seiner unbegrenzten Hochschätzung von Bruder Niklas' Vorzügen war jeder eifersüchtigen Regung unzugänglich. Aber Niklas wurde unruhig.

„Benaut is ehr? Marinkamöh, schall ick ehr nich nagahn?" An Gehorsam gewöhnt sah er Tobias an.

„I, worüm denn?" wehrte Frau Jürgens ab. „Lat ehr tofreden." Sie fürchtete, daß ihre Tochter im Ungestüm ihrer Erregung den erwünschten Freier noch nachträglich mit einem Korb heimschicken könne.

Auch Tobias mahnte: „Lat ehr, Niklas."

Aber zum erstenmal in seinem Leben gehorchte Niklas

dem Bruder nicht. Nur hatte er durch den inneren Kampf, den solch ungewohnte Auflehnung ihn kostete, einige Minuten Zeit verloren, und als er nun aus dem Haus trat, fand er die Gesuchte nicht sogleich.

Tobias sah ihm lachend nach. „Süh Se blot, Nahbersch, wo he löpt! Wo he sick dünne makt un mang de Minschen dördrängelt! Ick segg, he glieft Wilm Jansen. Vun achtern schull man de twee nich utenanner kennen. — Un nu, Jürgensch, as wi twee alleen sind. — Ick hab' was mit Sie zu verhackstücken. Kommenden Montag will ick's aufs Emdener Gericht festmaken un mien Geld un Gut den Kindern verschreiben. Denn hebbt se da mal später keine Schererei um. — Un dat schüll Se ook dohn. Ick segg, Se schüll't ook dohn."

Die schwarze Frau seufzte. „Nahber, wat schall't helpen, dat He so wid vorutdenkt? 't kümmt doch all anners. Paß He Achtung. 't kümmt all anners."

Inzwischen hatte Ebba Wilm auf dem Hof eingeholt; sie klammerte sich an seinen Arm.

„Wilm!"

„— Was willst?"

„Wahr' dich, Jan Jürgens is hier. Er sieht Blut! Auf dich hat er'n Piek! Ich bitt' dich, Wilm, hüt dich!"

„Weiter willst nix?"

„O Wilm, wenn er dir was zuleid tät'!"

„Büst en Seel' vun eener Deern! Zuleid! Er! — Un du! Du hast mir wohl nix zuleid getan, he?"

„Du weißt nich, Wilm — Wir müssen Ostern aus'm Haus — und — ich müßt' in Dienst gehn, bei fremden Leuten" —

„Ja, dazu bist du zu hochmütig, um ein, zwei Jahr' lang bei rechtschaffenen Leuten zu dienen, bis ich zusammenhab', was wir brauchen. Aber dich zu verkaufen mit Leib und Seel' an Niklas Breeden, dazu bist demütig genug!"

„Mien Moder, Wilm —"

„Meinst, ich hätt' sie verhungern lassen, deine Mutter? Wenn sie sich auch vor der Arbeit scheut, wie 'ne Katz vor'm Wasser? — Prahl nich noch mit deinem schlechten Herzen. Mach dir kein Verdienst aus deiner Falschheit un Raffigkeit! — Mir brauchst nich Samtpfötchen zu machen. Ich will nich sündigen gegen das zehnte Gebot. Was eines andern ist, das beg'hr' ich nich. Geh hin zu deinem Schatz!"

„Wilm," murmelte sie, „Wilm, geh nich allein an den Strand, nich allein in die Dünen. Bleib nich beim Tanz — Schließ dich ein in deine Kammer — ich bitt' dich —"

Er schob sie rauh aus seinem Weg.

„Nich einen Schritt weich' ich ihm aus!"

Sie glitt an ihm nieder auf die Kniee. „O, Wilm, wenn du stirbst, sterb' ich auch."

Da lachte er kurz und hart auf. „Möchtst gern zweie betrügen? Ja?"

„Nee, Wilm, nee, ich betrüg' nich! Glaub mir doch. Ich hab 'gemeint, ich könnt', was andre können, meine Liebe bezwingen — aber sie is zu groß. Ich seh's jetzt. Mein Herz geht mit dir, Wilm, ich mag wollen oder nich, mit dir allein, und immer, und bis ans End' der Welt — und — und — ich will's Niklas sagen, auf der Stelle, gleich sag' ich's ihm —! Was da auch noch kommen mag! Du sollst mir nicht sterben, Wilm! — Stirb mir nicht! —"

Das Paar stand in einem Winkel, den der Stall und die Scheune der Schenke miteinander bildeten. Dunkel war der Himmel, dunkel die Erde, die Wetterfahnen auf dem Dache kreischten im Nordwest. Das Brausen und Rauschen der Menschenwogen im Saal erstarb im Donner der Brandung, die jenseits der Dünenkette den Strand peitschte. Hinter der vorspringenden Stallecke stand Niklas Breeden. Vergebens hatte er seine Blicke durch die Nacht geschickt, daß sie ihn leiten sollten; sein Ohr führte ihn an den rechten Ort.

Als die Stimmen der beiden jetzt zum Flüstern herabsanken, lauschte er nicht länger. Mit einem Aufstöhnen drückte

er die Fäuste an seine Stirn und rannte vorwärts, blindlings gradaus, den Dünenhang hinauf. Nur jetzt von keinem gesehen werden, nur jetzt keiner Stimme Trostspruch hören! Ihm war jammervoll zu Mut. Blendend wie eine Sonne war diese späte Liebe in seinem Leben aufgegangen; nun sie schwand, ließ sie ihn in einem Dunkel zurück, so schwarz wie die Nacht, die über der Insel brütete. Er hatte es ja gewußt, gefürchtet von Anfang an! Jugend hält zu Jugend. Er dachte nicht groß von sich; er sah sein Bild nicht in der Verklärung, womit seines Bruders Liebe es umwob. Nicht einmal zürnen konnte er der Treulosen. Wilm Jansen, ja, solch einen mochte ein Mädchen wohl lieb haben. Und für die Mutter und aus Not wollte sie sich dem Niklas Breeden geben — — Armes Ding! So gutmütig, so kindertreuherzig war der Sinn dieses Mannes, daß er in all seinem Schmerz, seiner bittern Enttäuschung erwog, ob er der Kleinen nicht dennoch beispringen, nicht doch ihr aus dem Elend helfen könne, wenn sie auch nicht seine Frau wurde. Dabei schämte er sich seiner Weichheit, der Tränen, die ihm unaufhaltsam aus den Augen rollten, und den geblümten Samt seiner Bräutigamsweste netzten.

Er stand jetzt auf dem Grat der Düne. Von vier Seiten brandete unter ihm die See; schwer hingen die schwarzen Wolken drüber; und kein Lichtstrahl weit und breit als das matte Schimmern der weißen Wogenkämme, als das düstere Glutauge des Leuchtturms, der auf seinem Dünensockel thronte, inmitten des Rauschens, Heulens, Pfeifens und Brausens wie ein ungeheures Götzenbild auf seinem Altar.

Der einsame Mann riß den Rock über seiner Brust weit auf und lief mit ausgebreiteten Armen den Hang hinunter, den heranrollenden Wellen, dem Sturmwind entgegen. Sie mochten's für ihn, den Stummen, hinaufheulen, hinaufdonnern zum verschlossenen Himmel, was er litt, was unaussprechlich ihm das Herz zusammenschnürte!

Am Strand blieb er aufatmend stehen. Er war kein

Philosoph, mit Worten hätte er den Grund nicht angeben können, warum das oft gesehene Schauspiel ihn besänftigte. Aber wie Welle auf Welle auf den Strand zischt, mit zornigem Brausen zerstiebt, zerrinnt, gewesen ist, wie die Wolken über ihm hinschießen, pechschwarz, drohend, und sich auflösen und Dunst sind, da fühlt er den Schmerz in seinem Herzen langsam zusammenschrumpfen neben der gewaltigen, gleichgültig grausamen Größe von Meer und Himmel, da will es ihn bedünken, als seien die einzelnen Menschen mit ihrem heißen Begehren auch nur Wellen, Wolken. Aber weshalb denn so bitteres Leid tragen um einer Wolke, einer Welle Versprühen? Der gebrochenen folgt eine neue, und wieder und nochmals in endloser Folge. Das Meer lebt, ob auch seine Wellen sterben.

Niklas dachte es nicht mit Worten und Begriffen, aber eine stille große Ergebung kam über ihn. Die Seele wurde ihm frei und weit wie damals, als er mit dem Bruder und der sterbenden Mutter das Abendmahl empfangen hatte. Er fühlte ganz seinen Schmerz; aber der Schmerz überwältigte ihn nicht mehr. Morgen würde er der Braut das Geständnis von den Lippen nehmen, den Verspruch lösen. Dann war der Traum ausgeträumt und das Leben setzte ein, wie es gewesen war, wie es bleiben würde, bis die kleine Welle, Niklas Breeden, verrauschte in den Schoß der Ewigkeit.

Und während er stand, brach plötzlich fern über der Meeresfläche ein leuchtender Stern aus den Wolken, ein einziger am weiten, dunklen Himmel. Dem Schauenden erschien er wie eine Verheißung.

Da fuhr er herum. Eine Stimme, eine schreckliche Stimme, heiser von Zorn, Haß und Trunkenheit überbrüllte ekel und gellend die Brandung und den Sturm: „Hund! Ick sla di dod!“

Den letzten Abhang der Düne herab über den breiten, weißschimmernden Strand kam ein Schatten dahergejagt, der etwas über seinem Haupte schwang.

„Ick sla di dod!“

All die von der Bitterkeit der Stunde zurückgedrängte, heiße Lebenslust des gesunden, kindlich frohen Menschen wachte auf bei dem Ruf.

„Wat? Wat? Worüm denn? Wat hev ick di dohn?“

„Ick sla di dod,“ heulte der Mensch, mit der Hartnäckigkeit der schwer Betrunkenen immer den einen Satz wiederholend.

Niklas flüchtete zwischen die Strandkörbe, er verschanzte, versteckte sich hinter, in ihnen. Aber wie ein Ball überflog sein Verfolger jedes Hindernis. Die Axt wirbelte über seinem Kopf.

„Ick sla di dod! Ick sla di dod!“

Niklas erkannte ihn endlich.

„Jan Jürgens! — Jan Jürgens! Hest du denn 'ne Pieke up mi? Ick weet'r nix vun — — Man ick will't gliek maken. Jan Jürgens, ick bid di um Gottes willen! — Doh mi nix toleed!“

Der sprang unaufhaltsam näher. Nur von der Geschwindigkeit seiner Füße durfte der Angegriffene Rettung hoffen. Er wandte sich, er rannte den Abhang hinauf, atemlos zitternd. Hinter ihm keuchte der Verfolger. Einsam der Strand, einsam die Dünen! Zu weit das Dorf und die Glieder zu steif, als daß er hoffen durfte, es rechtzeitig zu erreichen. Und niemand, niemand, soweit die Stimme hallte! Aber von der Höhe herab schimmerte tröstlich das Licht des Leuchtturmes, der einzig helle Punkt in der verschwimmenden Dunkelheit von Land, Meer und Himmel. Und wie die Motte zum Licht, so strebte der Unglückliche in seiner Todesnot hinauf, der Flamme entgegen, als wär' sie eine schirmende Gottheit. Sein Fuß sank tief in den losen Sand, er strauchelte, er glitt, er raffte sich auf. Und weiter, ohne Rast, ging die fürchterliche Jagd den Dünenhang hinauf. Niklas Breedens Brust keuchte zum Zerspringen, seine Kniee wankten.

„Hilfe! Hilfe! — Jan Jürgens, vermoord mi nich! Jan Jürgens, ick will di ock mien Kompaß schenken, de di so in de Oogen stecken hett — ick will — Jan Jürgens! — Gott, erbarm' dich meiner!"

Da sauste die Axt durch die Luft. Ohne einen Laut fiel Niklas Breeden vornüber. Über ihm flimmerte der Leuchtturm, brauste der Nordwest. Unten rauschte die See und die Dunkelheit war so dicht, daß der Mörder den Blutstrom nicht sah, der aus dem gespaltenen Schädel in den Sand rann.

Aber er beugte sich nieder in trunkener Neugier. Er wollte wissen, ob der genug hatte? Und da er ihn umwenden wollte, strauchelte er, fiel; seine Hand glitt im Sturz über die Brust des reglos Liegenden und er blieb verblüfft, blödsinnig starrend halb auf den Knieen liegen. Was seine Finger da griffen, war doch Samt. — — Er konnte sich nicht besinnen, aber etwas war hier gewiß nicht in Ordnung. Samt — Samt? Nein. Trug Wilm denn Samt? Hastig packte er den Hingestreckten an der Schulter, drehte das Gesicht herum, beugte sich tief darüber, mit weit aufgerissenen Augen die Dunkelheit durchbohrend. Und plötzlich stieß er einen gräßlichen Fluch aus und sprang auf seine Füße. Ein Schauder schüttelte den rohen Gesellen vom Kopf bis zu den Zehenspitzen, und seine Zähne schlugen aufeinander. Er hatte sich geirrt!

Die Hände an die Schläfen pressend, sprang er in weiten Sätzen über die Dünen zurück ins Dorf. Vor der Tür beim Eschenwirt stand die rote Trina, die nach ihm ausschaute. Drinnen tanzten sie. Er faßte ihre Hand, riß sie mit sich in den Schatten.

„Trina! Deern! Geld! Geld! — Giv mi Geld!"

„Nee — du schallst hüt nich mehr drinken!"

„Drinken! drinken! 't geiht üm't Leeven, Wicht!"

Ein Lichtschein aus dem Saal fiel auf seine Gestalt. Trina schrie laut auf. An den Ärmeln klebte Blut.

„O, Jan, wat hest dohn?“

„Anke nich! Dohn is dohn! Ick wull, ick harr't nich dohn! — Du mußt mi helpen, Deern. Ick bün di jümmer god to west. Ick frije di —“

„Ah, lög nich!“

„Ick swör't di! Ick will verdarven, as ick nich wohr segg! Mien leef, mien best Trientje! Help mi man dit eenmal ut de Sopp, in de ick sitt! — — Ah, wi snackt un snackt un de Tid verstriekt —! Wullst mi vermoorden, falsche Katt?! Geld! Geld! Giv mi Geld!“ —

Trina lief die Treppe hinauf in ihre Kammer, raffte ihren ganzen Münzvorrat zusammen und schob ihn dem Harrenden in die Hand.

„Üm mi verdeent hest't nich, man ick hev di giern hadd. Dat kann ick nich vergeten. Da! De Slüssel is vun use Boot. De Eschenwirt sien Nam' steiht'r in. 't findt sick wedder an. Nu lop, lop!“

Während Jan Jürgens wie ein gehetztes Wild zum Wattstrand floh, kam in fast ebenso hastigen Sprüngen der halbwüchsige Junge des Leuchtturmwächters die Dünen herab. Gerade in den Tanzsaal, in dem der Nordener aufspielte, mitten zwischen die sich drehenden Paare stürzte der Knabe.

„Na de Düne, Lüe! Helpt! Helpt! Se hebbt Niklas Breeden vermoordt!“

Mutter Marinka faltete ihre runzligen Hände. „Hev ick 't Em nich seggt, Nahber Tobias? 't kummt all anners, all anners, as wi denkt.“ —

Ebba trat eben in die Saaltür. Ihre Lippen brannten noch von Wilms Küssen, ihre Hand lag in seiner Hand. Sie suchte Niklas. Es drängte sie, den unnatürlichen Bund zu lösen.

Da erfaßte sie der Strom der herausstürzenden Menge und riß sie mit. Der Nordener brach mitten im Takt ab; sein Instrument unterm Arm haltend, in der Eile des Ent-

setzens folgte er der Schar der Tänzer. Mit der Stallaterne lief des Wirtes Knecht, der Wirt selbst hatte in der Eile eine Fackel ergriffen und mühte sich im Laufen, sie anzuzünden. Allen voran stürmte des Leuchtturmwächters Sohn und zeigte Tobias den Weg. Ebba schloß sich an wie im Traum. Es summte ihr vor den Ohren. Sie verstand nicht völlig, was die Leute um sie her sagten; was sie verstand, begriff sie nicht. Niklas ermordet, ermordet! Ihr Verlobter ermordet, während sie einen andern küßte, während ihr Herz sich von ihm abwandte, in dem Augenblick, als sie ihm die gelobte Treue brach! — Sie rieb sich die Augen, zerrte an ihren Haaren. All das war ein Traum, natürlich! Ein schrecklicher Traum. Wer doch wach werden könnte! Auf der Brust lag's ihr wie Blei, sie wußte nicht, ob sie die Füße hob, und lief schneller als die Männer, und folgte auf den Fersen dem führenden Knaben und Tobias. Dabei fühlte sie, wie Wilm ihre Hand faßte, sie hörte seine liebe Stimme flüstern: „Sei ruhig! Ich bitt' dich, sei ruhig!“ und lächelte und nickte. Ein Traum! Warum sollte sie nicht ruhig sein? Nur sprechen konnte sie nicht, auch nicht schreien. Wie in allen bösen Träumen war ihr die Kehle wie zugeschnürt. —

Und jetzt hielt des Leuchtturmwächters Sohn plötzlich im Lauf inne und deutete vorwärts. Der Wirt hob die endlich brennende Fackel; der Knecht näherte die Laterne — —

Und Ebba sah und sah, mit weit offenen Augen starrend, wie ein Steinbild. Dann jählings fand sie Atem und Stimme wieder in einem gräßlichen, herzzerreißenden Schrei, der weithin durch die Dünen und über das rauschende Meer hinhallte und denen, die ihn hörten, einen kalten Schauder durch die Knochen jagte; aber den Traum zerriß er nicht. „Jan Jürgens!“

Sie warf sich über die Leiche, griff nach dem stillstehenden Puls, preßte ihr Ohr horchend auf die Brust, in der das Herz nicht mehr schlug, ihre Wange gegen die Lippen,

über die kein noch so leiser Atemzug wehte. Und dann zerraufte sie ihre Haare und rang die Hände, in tränenlosem Schluchzen schreiend wie eine Tobsüchtige.

„Bring Se Ehr Wicht weg, Jürgensch,“ sagte der Vorsteher ungeduldig zu Mutter Marinka, denn sie hinderte die Männer in den notwendigen Maßnahmen.

„Jo,“ nickte die Frau, „se is't noch nicht wöhnt. Se strüüwt sick noch tegen't Leed.“

Wilm führte die Fassungslose mit sanfter Gewalt nach Haus und dort erst, in der trauten Umgebung, erwachte das Mädchen zum klaren Bewußtsein, zum Bewußtsein der vollen Wirklichkeit ihres Unglücks.

Es kam über sie wie eine Versteinerung. Minutenlang sagte sie nichts; sie rührte sich nicht. Sie sah Wilm an mit langem, sonderbarem Blick und ihre hellen Augen funkelten pechschwarz vor Erregung. Dann trat sie auf ihn zu, langsam, starr wie eine wandelnde Statue, faßte seine Hände mit schmerzhaftem Druck, betastete dann aufgeregt seine Schultern, seine Wangen, seine Haare. „— Du leevst! — Du leevst! Jo! Jo! Du leevst!“ brach's über ihre Lippen wie ein Freudenschrei.

Doch sofort erbebte ihr ganzer Körper in einer Art Schüttelfrost. „— Aber er is dod. Ich hab's gesehen. Ich hab's gefühlt! Es war kein Traum. Niklas Breeden is ermordet. Für dich!“ sie schrie wild auf, „für mich!“ — flüchtete in ihre Kammer und verriegelte ihre Tür.

* * *

Sie hatten ihn heimgeholt. Auf einer Bahre gerade unter dem randvollen Eimer am Stubenbalken lag, was von Niklas Breeden übrig blieb. Es war alles nach hergebrachter Ordnung vor sich gegangen. Erst hatte der Arzt seines Amts gewaltet und erklärt, daß es für ihn hier nichts mehr zu tun gab; dann nahm der Gendarm den Tatbestand auf, stellte die Person des Mörders fest und über-

zeugte sich nach zweistündiger Suche, daß er entkommen war. Die Klageweiber hatten das Wort gehabt. Nun war die Reihe am Geistlichen.

Neben der Bahre stand er in Amtstracht, ein schmächtiger, verkümmerter Mensch, der auf einem Auge etwas schielte, aber die Adlernase sprang energisch vor und aus dem einen geradschauenden Auge sprach ein stahlharter Wille. In zwanzigjährigem Wirken auf dem weltverlassenen Eiland hatte er Wurzel dort geschlagen, zäh und fest wie der Strandhafer in den Dünen. Er kannte jeden einzelnen seiner Gemeinde — nicht nur von der Kirchbank. Denn er teilte ihr hartes Leben, die kurzen abwechslungsreichen Sommerwochen und auch die endlosen, öden Winternächte, in denen das Eiland abgeschnitten lag von der Welt, von jeder Kunde, wochen-, monatelang hinter seinem Wall von sich türmenden Eisbergen, die das Wattmeer in eine bläulich schillernde Gletscherlandschaft verwandelten — vergraben im Schnee, umbraust vom Nordwest, umrast von der gierigen Flut, die schon zwei Drittel seines Bestandes hinuntergerissen hatte mit Menschen und Vieh, mit Wiesen und Gärten, vier Kirchen im Lauf von wenigen Jahrhunderten verschlungen, mitsamt ihren Türmen und Glocken gebettet hatte in ihren Schoß.

Dieser sprach jetzt zu Tobias. Wie Christus die Händler und Wechsler aus dem Tempel, hatte er zuvor die Gaffer mit kurzen Worten aus der Stube getrieben. Nun nahm er die Bibel, des Schiffers alte Familienbibel, und las und sprach die Sprüche, wie der Geist sie ihm eingab.

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Der Name des Herrn sei gelobt. Und ob auch Trübsal wie Wasserflut uns überfiele, verzagen wir doch nicht, denn wir harren des Herrn. Er ist unsre Zuflucht für und für. Der Mensch geht dahin wie Gras, er welket wie eine Blume. Aber die Verheißung stehet von Ewigkeit zu Ewigkeit, die unser Heiland uns am Kreuz gegeben hat: Wahrlich, morgen wirst du mit mir im Paradiese sein."

Tobias saß noch im Tanzstaat neben der Bahre. Das Gesicht hatte er in sein rotes Taschentuch vergraben. Ab und zu schüttelte er sich, als ob ihn fröre. Oben auf dem Schrank hockte die Hauskatze, mit vergrellten Augen die Leiche anstarrend und den fremden, schwarzen Mann davor.

Der Pfarrer klappte jetzt die Bibel zu und sprach die Sterbegebete. Er wählte die längsten. Er wußte, seine Gemeindeglieder zählten und maßen die Ehren nach, die die Kirche ihren Toten erwies. Endlich war er damit zu Ende, und indem er das Buch niederlegte, fiel sein Blick auf das weiße Gesicht, von dem das Blut abgewaschen worden war und in dem die Augenlider sich noch leise zusammenzogen, als zwinkerten sie wie einst in harmloser Fröhlichkeit. Da durchbrach der rasch und warm empfindende Mensch in ihm die Würde des Geistlichen; seine eben noch im Gebet gefalteten Hände ballten sich. „Ein Schandstück! Ein Schandstück! — Gott verderbe den Mordbuben!"

Tobias Breeden hob den Kopf zum erstenmal. „Se hebbt moje betet vor Brö'er Niklas, Herr Pastor, un eegentlich kunn ick nich mihr verlangen. Man as Se mi 'n Leev dohn wull't, denn lest Se mi doch noch mal: Viertes Buch Moses, Kapitel fünfunddreißig, von den Städten der Leviten."

Der Geistliche nahm die Bibel wieder auf und indem er las, fühlte er's deutlich nach, was im Gemüt des alten Mannes wühlte.

„Tobias Breeden," sagte er, als er geendet hatte, ernst, „der Rächer des Bluts, das ist bei uns zu Land das Schwurgericht in Emden."

„Jo, Herr Pastor."

„‚Enthaltet eure Hände des Bluts,' spricht der Herr. ‚Die Rache ist mein. Seid getrost, ich will vergelten.'"

Tobias Breedens Augen blitzten auf, während er mit einer raschen Bewegung die Hand auf die Bibel legte. „He hett't verheeten, nich wohr, Herr Pastor? He hett't verheeten!"

Aufrecht und stumm blieb er die Nacht vor der Bahre sitzen, wie er beim Fischfang, auf hohem Meer manch lange Nacht am Steuerruder gewacht hatte, während die Gefährten schliefen. Hier freilich gab's nichts mehr zu steuern. Das Fahrzeug, an dem sein Herz hing, war hinübergetrieben in uferlose See; er sah ihm nach, das abgebrochene Ruder in der Hand, in seiner Betäubung nur das eine fühlend, daß die Planke unter seinen Füßen gewichen war, auf der er fünfundvierzig Jahre lang gestanden hatte und daß er sank, er wußte nicht wohin?

Am Morgen nahm er seine Geschäfte auf. Er war zu stolz zum Weinen, zu hart zum Klagen. Erregtheit klang aus seiner Stimme nur, wenn er sich beim Vorsteher erkundigte, ob Jan Jürgens gefangen und eingeliefert sei ins Amtsgefängnis in Emden. „Denn, Vorsteher, Recht mutt bestahn."

Dann kam das Begräbnis. Auf dem kleinen Friedhof neben der verfallenden Kirche bereiteten seine Landsleute dem Erschlagenen die Ruhstatt. Mit wimmerndem Ton läutete das Glöckchen im hölzernen Turm dazu, das Glöckchen, das am Sonntag zuvor Niklas Breeden zum Aufgebot in die Kirche gerufen hatte. Fast die ganze Badegesellschaft umstand das Grab. Ebba und Marinka legten so viele Kränze aus bunten Blumen darauf, daß der Hügel davon verdeckt wurde, und schräg über den Dünenkamm herüber schien die Sonne auf die letzte Wohnung des guten Gesellen, der sich harmlos ihrer Strahlen gefreut hatte. Tobias stand im Kirchenrock steif und starr neben den schluchzenden Frauen, fast als ginge des Pastors Rede ihn nichts an. Und als die Feier zu Ende war, klappte er die eiserne Gitterpforte des Kirchhofs hinter sich ins Schloß und schritt stramm aufgerichtet seinem Hause zu.

Die Sonnenblumenbüsche zu beiden Seiten der Tür erinnerten ihn an seine Werbung und er zögerte einzutreten. Aber er schüttelte sich. „In Gottes Namen."

Auf der Backsteindiele saß die schwarze Katze, sah ihn aus großen Augen fragend an. „Warum kommst du allein?“ Da Tobias die Antwort schuldig blieb, fing sie an zu schreien, laut und lauter, unaufhörlich.

„Holl still, dwatsche Katt,“ sagte der Schiffer. „Ick mutt ook still holl'n.“

In der Stube hatte Mutter Marinka ihm das Abendbrot zurechtgestellt. Er rührte es nicht an. Er nahm die Bibel aus dem Schrank und starrte auf die Zeilen, ohne zu lesen. Da ging leise die Tür auf. Ebba stand auf der Schwelle.

Tobias Breeden nickte. „Dat's mi leev, dat du kamen büst.“

Sie trat ihm gegenüber, der Eichentisch war zwischen ihnen. Und er hub an: „Ick will di man gliekś seggen, mien Deern, du bist mi as Niklas sin' Witfru. Un du sollst sein Gut erben. Ja, du sollst ihn beerben.“

Ebba preßte beide Hände auf die Brust. Sie war ihr seit Tagen zum Zerspringen voll von dem, was sie sagen mußte und nicht über die Lippen bringen konnte. Jetzt aber brach's hervor.

„Tobias Breeden, weißt du, warum er hat sterben müssen?“

„Weetst du't?“

„Jan Jürgens hat ihn für 'nen andern gehalten.“

„'n annern?“

„Für Wilm Jansen. Dem wollt' er ans Leben, darum — weil —“

„Warum?“

„Um mi, Tobias Breeden.“

Eine Weile blieb's totenstill in der Stube. Nur die holländische Uhr tickte im geschnörkelten Gehäuse. Ihres Mondes erstes Viertel schaute aus blauem Sternenhimmel auf die beiden stummen Menschen. Ebba war in die Kniee gesunken und weinte lautlos. Tobias dachte an des Toten

Rede: „Paß up, Brö'er, 't Unglück kummt to'r Huusdöör rin un sett't sick bi'n Füürherd," an seine scherzhafte Antwort: „Schall woll wesen. 't kummt jo en Wif in't Huus —" Es war wahr geworden. Mit dem Weibe kam das Unheil.

„Ebba, warüm hest em dien Wort geven?"

Sie stand auf. „Frag mich nich! — Aber wenn du darum meinen solltest, ich hätt' nich groß auf Niklas gehalten un hätt' ihn zum Spott machen wollen vor den Leuten, un mein schwarzes Trauerkleid da wär' 'ne Lüge, nee! Da würdst du mir zu viel tun! — Glaub's — oder glaub's nich. Ich sag's, weil's so ist. Am selbigen Abend noch wollt' ich Niklas bekennen wie mir ums Herz war, un alles eingestehen — un — nu weißt du's! Un weißt auch, worum ich nichts von Niklas seinem Gut haben will. Du darfst mich nicht verfluchen, Tobias Breeden."

„Nee," sagte der Schiffer langsam. „Du büst Niklas sien Fröd un sien Glück west. Ick verfluch di nich."

Tobias Breeden blieb allein. Schwer lastete die Einsamkeit auf ihm. Wenn der Nordwest an den Dachziegeln rüttelte, hob er den Kopf. Er meinte, der Bruder müsse jetzt in die Tür treten. Vor dem Kochofen glaubte er ihn kauern zu sehen. Auf der Speichertreppe hörte er seinen Schritt und des Nachts in seinem Wandbette floh ihn der Schlaf, weil er auf die gleichmäßigen Atemzüge an seiner Seite wartete, die ausblieben, immer ausblieben. Nur allmählich kam das volle Bewußtsein seines Verlustes über ihn. Niklas war der Mittelpunkt gewesen, die Achse, um die seine Gedanken und Sorgen sich drehten, die Feder im Triebwerk seines Lebens. Als junger Mensch war er zu Schiff gegangen, um zu erwerben für die Mutter und den kleinen Bruder! Mit seiner Heuer hatte er geknausert, er hatte sich Freuden abgebrochen, erspart, zurückgelegt — es war für den Jungen. An ihn dachte er, wenn der Schiffskiel das Meer durchrauschte, ihn wiederzusehen freute er sich, wenn der Bug heimwärts gerichtet war, seit er mit ihm zusammen-

wohnte in auskömmlichem Behagen, der Frucht vierzigjähriger Anstrengungen — wie hatte er sich an seiner Munterkeit erfreut, wie viele Zartheiten, die niemand dem ungeschlachten Seebären zugetraut hätte, erwies er dem jüngeren Bruder. Er war ihm ans Herz gewachsen wie einer Mutter ihr Kind. Er war stolz auf ihn im tiefsten Gemüt, wollt's ihn beileibe nicht merken lassen wie stolz, meinte aber ehrlich, man könne auf solchen Prachtmenschen nimmer zu stolz sein. Nun war der liebe Junge ihm entrissen, nicht durch Gottes strenge Hand, durch ein Ungefähr, einen Zufall, nein, weniger! Ein Versehen nur, den Augenirrtum eines Trunkenboldes — und gleichgültig erschlagen wie eine Robbe lag der Mensch, für dessen Leben er, Tobias Breeden, seit vierzig Jahren lebte! —

Immer aufgeregter, immer ungeduldiger klang seine Frage morgens beim Vorsteher: „Hebbt se Jan Jürgens?"

Aber des Vorstehers Antwort blieb die gleiche: nein, noch hatte man den Mörder nicht. Er war auch nicht entkommen. Die Polizei sämtlicher Häfen besaß seinen Steckbrief. Entwischen konnte er nicht. „Nur Geduld! Am Ende kommt auch der schlaueste Fuchs aus dem Loch." Tobias wartete.

Als der Mond dreimal am Himmel gewechselt hatte und dreimal auf dem blauen Feld der holländischen Uhr, als die Sonne nicht mehr so früh noch so hoch über die Dünenkette heraufstieg, der Nordwest mit verjüngter Kraft die Wellen am Nordstrand zu Schaum peitschte, während allmorgendlich der Fuß des Leuchtturms wie besät erschien von den Leichen der südwärts reisenden Zugvögel, die von seinem Licht geblendet sich an den Glasscheiben der Leuchtkammer die Schädel einstießen, nahm Tobias Breeden den Eimer von der Decke herab und teilte seinen Inhalt in zwei ungleiche Teile. Den kleineren schnürte er mit einem Hemd und einem Paar Stiefel in ein Bündel zusammen, den größeren schüttete er in einen Bohnensack, den er fest

zuband. Dann schloß er die Tür seines Hauses und zog den Schlüssel ab.

An Marinkas Küchenfenster klopfte er an. „Sorg Se vör mien Veeh. Ick make weg."

„Weg makt He? Wat fallt Em in? Nahber Tobias, wo will He denn hen?"

Er war schon vorüber. Er wandte den Kopf nicht mehr.

In die Stube des Pastors trat er nach kurzem Klopfen und legte den Bohnensack voll Geldstücke vor ihm auf den Schreibtisch.

„Woll'n Se mich dat uphegen, Herr Pastor?"

„Sieh da, Tobias Breeden! Willst du verreisen, Tobias?"

„Jo, Herr Pastor."

„Auf lange?"

„Kann ick nich seggen."

„Wohin soll's denn gehen?"

„Weet ick nich."

Der geistliche Herr sah seinem Besuch grade in die Augen. „Was hast du vor, Tobias?"

„Nix Slechtes, Herr Pastor. De Schandarms krieg'n Jan Jürgens nich, un nu —"

„— Willst du ihn suchen? So."

„Ick bin'r de Nächste to, Herr Pastor."

„Hm."

„Ick will ihm woll zu fassen krieg'n."

„Ja, das kann sein. Wenn du ihn findest, was wirst du dann tun?"

„Denn muß ick ihm wohl in Emden nachs Gericht geben."

Die beiden Männer sahen einander einen Augenblick an. Langsam nahm der Geistliche die Bibel vom Tisch und hielt sie seinem Besuch hin.

„Leg deine Hand auf Gottes Wort, Tobias Breeden,

und schwöre bei dem Allmächtigen, daß du Jan Jürgens ans Schwurgericht zu Emden abliefern willst, wenn du ihn findest."

„Herr Pastor —"

„Tobias Breeden, du bist Gottes Wege gewandelt bis in dein fünfundsechzigstes Jahr. Aber der Zorn, auch der gerechte, ist ein schlimmer Versucher. Drum will ich eine Mauer aufrichten zwischen dir und deinem Zorn. Versteh mich. Nicht Jan Jürgens' wegen. Der ist gerichtet. Nähme er Flügel der Morgenröte und täuschte er jedes Menschen Auge, Gottes Strafe entflieht er nicht. So aber du Todsünde auf dich lüdest um solchen Abschaum der Menschheit, — um dich, Tobias, wär' mir's leid. Und unserm Herrgott, mein' ich, auch. Drum schwöre."

Da legte Tobias Breeden seine Hand auf die Bibel und schwur, daß er Jan Jürgens unverletzt ins Amtsgefängnis in Emden abliefern wollte, wenn er ihn finge.

Mit dem abgehenden Dampfer fuhr er hinüber nach der nächsten Stadt am Festland. Dort übernachtete er. Am andern Morgen kaufte er ein paar Meter zäher, neuer Stricke, um den Mörder zu binden. Die schnürte er fest in sein Bündel, und also ausgerüstet wanderte er ins Land, den Biegungen der Küste folgend. Er besuchte jeden Hof, jede Kate. Er beschrieb Jan Jürgens den Kuhhirten auf den Weiden, den Arbeitern in den spärlichen Feldern und wanderte weiter auf dem Rücken der Deiche, durch schlüpfrige Marschwiesen, über fruchtbare Felder. In den Städten hielt er Nachfrage auf den Polizeibureaus. Man gab ihm mürrisch, spärlich Auskunft. Die in Amt und Würden saßen, sahen ungern den unbefugten Eindringling, der kam, um ihre Pflicht besser zu erfüllen als sie selbst. Tobias ließ sich nicht abschrecken. Er wanderte weiter, die Ufer der Ems entlang, an beiden Seiten der Leda hin. Wo eine einsame Schmiede stand, eine Schifferherberge am Wasser, da wickelte er einige Münzen los aus seinem Bündel und versuchte, sie

für ihn reden zu lassen. Er schloß sich den Wandernden auf den Landstraßen an, den Bauern, die ihr Vieh zu Markt trieben, den Handwerksburschen, die zur Herberge zogen, und erzählte ihnen den Zweck seiner Reise. Die meisten lachten ihn aus. Er solle Zeit und Geld sparen! Wenn er wirklich den Mordbuben zu fassen kriegte, was dann noch? Wegen eines kleinen Totschlags, in Trunkenheit und Finsternis vollbracht, ginge man heutzutage keinem Menschen ans Leben.

Aber Tobias glaubte ihnen nicht. „Blut schreit nach Blut, so steiht't in Gottes Woort. Man de Lüe kiekt'r hüdigen Tags nich rin."

Einmal kam er an einen Hof hart am Wasser. Dort saß ein Mann vor der Tür im Sonnenschein und hustete.

Tobias Breeden setzte sich neben ihn und tat seine gewöhnlichen Fragen. Er mußte aber scharf aufpassen, um die Antwort zu verstehen, einmal wegen des unaufhörlichen Hustens und dann sprach der Mann sein Deutsch in einem Tonfall, wie ihn der viel in der Welt herumgekommene Schiffer nie zuvor gehört hatte.

„Hier sünd Se ook nich jung west?" fragte er endlich.

„Ach nee, lieber Herr, bin von weither, ein Harzer, aus Klausthal gebürtig, ja. Der Bauer ist mein Geschwisterkind. Da hat er mich hingenommen. Ich soll hier wieder gesund werden. Verstehen Sie?"

„Se sünd woll 'n beten swack up de Brost?" meinte Tobias.

„Schwach? Keine Spur! Ich bin von den Zähen, den Hartnäckigen, sagt unser Doktor. Ich hab' Lungen wie ein Gaul. Ja natürlich! Sehen Sie mich 'mal an. Wie alt bin ich wohl, he?"

„Kann ich nich seggen."

„Ich bin Vierunddreißig, verstehen Sie! Vierunddreißig! Ja, was meinen Sie?"

„Arme Kierl!" murmelte der Schiffer erschüttert. Er

hätte den Menschen für einen hohen Fünfziger gehalten. Aschfahl das Gesicht, tiefe Löcher in den Backen, in dunklen Höhlen fieberglühende Augen und die Stimme, die arme, gebrochene, klanglose Stimme, in der der Tod rasselte! Aber während erstickende Hustenanfälle seinen skelettartigen Körper schüttelten, prahlte der Kranke mit lachenden Lebenshoffnungen.

„Sie sagen bei uns zu Hause alle, ich hol's noch 'mal durch, weil ich kräftig bin. Denken Sie nur, vierunddreißig Jahre! Über Achtundzwanzig treibt's selten einer bei uns."

„Achtuntwintig! Dat is tom Weenen! — Wat vor 'ne Hantierung hebt Se denn?"

„Ich arbeite auf Silbern-Aal."

„Is mi nich bekennt."

„'s ist eine Hütte bei Klausthal, lieber Herr. Dort schmelzen wir das Erz aus den Gruben ein, verstehen Sie? Silber und Blei. Es wird schönes Geld da verdient. Aber die Dämpfe machen so eine Lunge kaput. Zuletzt konnte ich nicht mehr den Weg von Klausthal her machen."

„Se mutt näger bi wahnen."

„Wohnen? Wo denken Sie hin? Wohnen kann da niemand. Die Hütte liegt in einem Tal, verstehen Sie? Früher war Wald ringsum, lauter schöne, schiere Buchen. Ist nicht ein Stamm geblieben. Alle Abhänge kahl, nackt, wie meine Hand, nicht ein Grashalm! Kein Unkraut! Nichts! Ja, die Dämpfe."

„Un in so 'ne Mordkuhle werken Lüe?"

„Es wird schönes Geld dort gemacht," wiederholte der Schwindsüchtige. „Mein Ältester, der nur ein Junge ist, bekommt jetzt schon mehr als hier ein ausgewachsener Tagköhner. Ich hab' sechs. Sechs Kinder, ja. Was wollen Sie? Unsereins heiratet früh. Das Leben ist zu kurz. Und die Herren sehen's gern. Verstehen Sie? Fremde Arbeiter finden sich nicht leicht, sind's auch nicht gewöhnt. Ja. Aber schönes Geld wird verdient."

Tobias stand auf. „Na, goden Dag! Maket Se't god."

„Danke schön, ja!" schrie der andre ihm nach. „Ich hab' ja nichts andres zu tun jetzt! Und ich bin von den Zähen. Adjüs! Adjüs! Mögen Sie den finden, den Sie suchen!"

„So 'ne Dodesstraf' gift't nu vör en rechtschapen Minsken," dachte Tobias. „Un so en Schelm un Moorderer as Jan Jürgens maket sick pläsierlich in use schöne Welt. Kann nich angahn. Is Gottes Wille nich."

An diesem Abend traf er zum erstenmal seit seiner Abreise auf ein ihm bekanntes Gesicht. In der Schenke am Emsufer, wo er einkehrte, brachte die rote Trina ihm den bestellten Grog. Er wunderte sich.

„Kiek eens! Min Dochter, wat vörn Wind drivt di hierhen?"

Sie schien verlegen. „Unsre Sommergasten zogen ab. Da war nix mehr zu tun bei'n Eschenwirt."

„Un da gungst du bet na'n Emsland?"

„Schall ick Hungerpoten sugen?"

Die rote Trina sah nicht gut aus. Ihr Gesicht war blasser, schmaler geworden und ihre Flackeraugen zwinkerten scheu. Dem Alten schoß ein Gedanke durch den Kopf.

„Trientje, weetst du wat von Jan Jürgens?"

„Ick? Woso denn? Worüm denn? Wat schall denn grad ick von em weeten?"

„Ick meen' man. De Inschulaners seggen jo, he is di nahlopen un du hast da ook nich ümmer suur to seihn."

„Zum Narren hat er mich gehalten, der slechte Mensch, und zehn andre dazu! Ich hab' ein Hühnchen mit ihm zu pflücken."

„Denn weetst du 'r nix von?"

„Weet He 'r wat von, Tobias?"

„Noch nich. Aber krieg' ick 'r man en Snippel von to seihn, denn pack' ick em mi!"

„Viel Glück! Wo wollen Se ihn denn suchen?"

Er sah sie an. „Ick hadd an Leer dacht."

„Da mag er wohl sein. Wenn er mir in den Weg läuft, sag' ich Ihnen Bescheid."

„Büst en gode Deern," sagte Tobias und er dachte: „Lög, dat du barstest!"

Er glaubte der roten Hexe nicht ein Wort. Ihm war zu Mut wie einem Jagdhund, wenn er die warme Fährte wittert. Er ging in jedes Gehöft der Ortschaft, er untersuchte das Heu auf den Speichern, aber er fand keine Spur des Entflohenen. In der Nacht schlief er nicht. Er horchte. Nur das Wasser rauschte, eine Ziege meckerte. Ab und zu stampfte eines der Pferde im Stall. Nach Mitternacht klang endlich ein leises Klirren an sein Ohr. Er sprang auf; er lief ans Fenster. Der Mond war eben aufgegangen. In seinem Strahl erkannte Tobias auf der dunklen Wasserfläche weit schon einen winzigen Kahn, eine Nußschale, die mehr und mehr im Nebel verschwamm. Keine menschliche Gestalt mehr zu unterscheiden, nur das regelmäßige Aufblitzen des bewegten Wassers, das die kräftig und rasch geführten Ruder peitschten. So rasch geführt! So ganz unermüdlich! — War's eine Flucht?

Der Mann am Fenster ballte die Fäuste. Er wußte es so gewiß, als hätte er ihm ins Gesicht gesehen: Jan Jürgens saß in dem Nachen! Aber er hatte nun die Fährte.

Am andern Morgen brach er zeitig auf, und kurz hinter der Ortschaft wandte er seinen Schritt. Nicht südwärts nach Leer ging er, nordwärts nach Emden. Dort mietete er sich in einer Herberge nah am Hafen ein, beobachtete die abfahrenden Schiffe und hielt sich verborgen. Nur abends strich er durch die Straßen, die Mütze tief über den Augen, trat in die Kneipen, trank einen Bitteren, ein Glas Bier, musterte die Gäste und ging weiter. Seine Barschaft war erschöpft. Er schrieb an den Pastor und ließ sich Zuschuß aus dem versiegelten Schatz senden.

Vierzehn Tage trieb er's so. Da traf er eines Abends

kurz vor Abfahrt eines Dampfers an der Schleuse die rote Trina. Diesmal war er nicht überrascht.

„Süh, süh, Trina! Hest nu hier en Deenst?"

„'s wurd' mir zu still un zu gruslich an der Ems."

„Jo, in 'ner Stadt is't pläsierlicher."

„Se sünd ook nich in Leer, Tobias Breeden."

„Nee, nee, bün ick nich, Trina."

„Ick verarg' Se't nich. Wer einen jagen will, muß selbst mitlaufen. Dat is beswerlich für einen Menschen in Ihren Jahren. Ick dien' hier beim Ochsenwirt. Weeten S' wat? Kamen Se, nehmen Se 'n lütten Sluck."

„Worüm schall ick dat nich dohn, Trina? Man schenier di nich, mien Dochter. Ick kann töwen. Mag sülwst giern de Lüe up't Schipp kribbeln un krabbeln seihn, as 'ne Herde Schaape. Wuttst een'n adjüs seggen, Trina?"

„Ick? Adjüs seggen? Ick hebb jo keenen."

„Gor keenen?"

„Nich en eenzigsten! Darum hab' ick auch en Abscheu vor so 'ner Abreis' — Komm' mi selbenst vor wie 'n einsam Schiff auf die weite See. Flink, Tobias Breeden, kamen Se na'n Ochsenwirt."

Er legte die Hand über die Augen. „Trientje, süh doch. Wokeen kümmt denn da baben ansteweln? Dat's woll en heel nige Visage vör di?"

„Kann't nich seggen, Tobias. Bin was untersichtig."

„Worüm wedelst denn immer los mit'n Taschendok in der Luft herümmer?"

„Mir is so heiß."

„Bi so'n Schandwedder?"

„Ich hab 's Fieber gekriegt an der Ems, kommen Sie."

Tobias hörte nicht mehr. Wie ein Stier, der einen roten Lappen erblickt, stürzte er vorwärts, die herandrängenden Menschen rechts und links zur Seite schleudernd. Er sah, hörte, fühlte, witterte nur den einen, der da ahnungslos herankommend, ihm in die Hand lief.

„Hebb ick di, Schandkierl! Hebb ick di!“

Wutbrüllend streckte er die Fäuste aus und stand verblüfft: er griff in die leere Luft. Kein Jan Jürgens, so weit sein scharfes Auge reichte. Verschwunden wie ein Spuk der breitschulterige Gesell! Und doch war er da gewesen, vor Sekunden noch. Der Getäuschte starrte die Pflastersteine an, die in geschlossenen Reihen den Boden bedeckten, die Häuser, die sich eng aneinander preßten, so eng, daß keine Maus zwischen ihnen entschlüpfen konnte. Wo war der Mann hingeraten?

Er riß Haustüren auf, stürmte Treppen hinauf, kroch in Keller. Er bat die Leute auf den Straßen, in den Häusern, ihm zu helfen, blind vor Eifer. Endlich entdeckte er einen Durchgang, mehrere Höfe stießen aneinander, nur durch niedrige Mauern getrennt. Er überstieg sie, die erste, die zweite, dritte, ohne auf den Einspruch der Eigentümer zu achten. Und plötzlich, gerade dem Schleusendamm gegenüber, bot ein weit offener Torbogen ihm den Ausgang auf die Straße. Vor seinen Augen lag der Dampfer. Er rannte atemlos darauf zu. Da packten vier kräftige Schutzleute ihn von hinten. Er schlug wild um sich, er flehte, er beschwor sie, versuchte ihnen begreiflich zu machen, um was es sich handelte. Umsonst! Die Beamten ließen sich nicht bedeuten. Der Alte hatte einen Menschenauflauf verursacht, er war gewaltsam in fremde Gehöfte eingebrochen. Sie kannten ihre Pflicht.

Während sie ihren Gefangenen um die nächste Straßenecke zerrten, setzte sich, eine schwarze Rauchwolke ausstoßend, mit weithin hallendem Pfiff das Schiff in Bewegung, dampfte aus der Schleuse, aus dem Hafen, majestätisch in den Dollart hinaus.

Tobias Breeden war toll vor Zorn. Tränen funkelten ihm in den Augen, als er sich vor dem Kommissar verantwortete.

„In Gottes Namen, Herrens, lassen Se 'n ehrlichen

Kerl seinen Weg gehn! Es sünd'r Spitzbuben genug zum Einfangen. Hadden Se em nich wegholpen, harr ick Jan Jürgens ditmal bi'n Flunk kregen!"

Diese Rede trug dem Schiffer eine strenge Rüge ein. Doch dann ließ der Kommissär ihn gehen. Ihn erbarmte des verblendeten Mannes, der einen fangen wollte, von dem die Polizei wußte, daß er in Emden gar nicht war.

Noch am selben Abend wanderte Tobias weiter, nordwärts, heimwärts. Sein Mut war erschüttert. Er empfand ein krankhaftes Sehnen nach Haus. Aber er reiste langsam. Er hatte keine Eile, zu nichts mehr Eile. Der Dampfer, der Sommers den Verkehr mit der Insel vermittelte, hatte längst seine Fahrten eingestellt. Keinen Kurgast gelüstete mehr nach einem Aufenthalt auf der sturmumtobten Insel. Tobias mußte mit dem Fährschiff übersetzen, einem schwerfälligen Segler, der sieben Stunden auf dem Wasser blieb. Er war der einzige Passagier.

„Süh da, Tobias Breeden," sagte der Kapitän, als er auf dem Deich erschien.

„Süh da, Piter Klaas."

Der Schiffer winkte mit dem Daumen über die Schulter. „Wuttst du mit?"

„Jo, ick gah mit."

„Na, denn stap man rin. Dat geiht nu los."

Tobias lehnte sich an die Reeling und sah dem Aufwinden des Ankers zu. „Wat Niges passeert to Huus?"

„Nee, gor nix. Weetst du wat?"

„Nee, gor nix."

„Lat man sien, Tobias Breeden. Jan Jürgens halt doch de Düwel, da bruukst du em nich an to helpen." Und der Kapitän schrie: „Dreien! — Ho, Jung! Dat di de Hagel! Dahl mit Topp un Klüver? Döskopp! Schall wi't Schipp heel vull Water seilen? Slecht Wedder, Tobias, slecht Wedder."

„Jo, Piter Klaas. Vertig Johr bin ick up See fahren.

uſe Küſt', wenn de oll Nordweſtwind ſo mit de Tide upkümmt, de is ſlimm, ick ſegg, de is ſlimm."

Gegen Abend ankerten ſie auf der Reede. Da die Inſel keinen Anlegeſteg beſaß, und weder Klaas noch Breeden die Mark Fahrgeld für den Wagen des Eſchenwirts bezahlen wollten, warteten ſie die Tiefebbe ab, zogen die Stiefel aus, ſtreiften die Beinkleider in die Höhe und wateten die halbe Stunde über den Wattſtrand bis ins Dorf.

Tobias trat in ſein Haus. Außer dem Paſtor hatte er niemand geſehen. Die Leute hielten ſich an dem unwirtlichen Novemberabend daheim. Als er nun Licht anzündete und ſein Reich überſchaute, in dem jedes Ding geblieben war wie einſt, den Eimer unter der Decke anſchaute, die Bibel, die aufgeſchlagen auf dem Tiſche lag, die Töpfe und Pfannen, wie Niklas ſie geordnet hatte, als die Hauskatze ſchmeichelnd herbeiſchwänzelte, die Ziege im Stall, ihres Herrn Schritt erkennend, freudig meckerte, alles ſich zuſammenfand, alles — nur der eine nicht, deſſen helle Augen, deſſen frohes Lachen all dieſem erſt Leben, Reiz und Schmuck gegeben hatten, der die Seele des Heims geweſen war, das ohne ihn einer toten Hülle glich, da brach der ſtarke Mann in die Kniee und ſein Geſicht ſank auf die aufgeſchlagene Bibel.

„Herr! Herr! Warum haſt du ihn mir genommen? — Herr! Herr! Warum willſt du ſeine ſchändliche Vermoordung nich rächen? Haſt doch Vergeltung gelobt bis ins dritte und vierte Glied!"

Er hatte nicht geweint in der Nacht, als er an des erſchlagenen Bruders Leiche wachte. Jetzt in der verödeten Wohnung weinte er bitter, hilflos bis zum lichten Morgen. —

Wenn Piter Klaas behauptete, daß ſich gar nichts auf der Inſel zugetragen habe, ſo ſprach er nicht ganz wahr. Aber der Schiffer hatte kein Intereſſe für Weibsbilder und Liebeshändel. Diejenigen ſeiner Landsleute, die weniger männlichen Hochmut beſaßen, waren darüber einig, daß mit Ebba Jürgens etwas nicht richtig ſei. Daß ſie um den

Bräutigam trauerte, war nur in der Ordnung. Aber alles hatte seine Zeit, Trauer wie Freude. Bei Ebba kam die Freude nicht wieder zu ihrer Zeit, vielmehr wuchs die Trauer, eine unnatürliche, rätselhafte Trauer.

Seit Niklas' Tode verschloß sie sich in ihr Haus, sah Wilm nicht wieder, obgleich er in den ersten Tagen oft bei ihr anklopfte. Denn auch sein Schicksal nahm eine Wendung.

Ein halb vergessener Oheim, der in Norden ein gut gehendes Materialwarengeschäft betrieb, rief ihn zu sich. Vielleicht war es das Glück, das ihm hier die Hand bot. Und nun konnte er der Geliebten den Grund seines Scheidens nicht mitteilen, nicht die weitschweifenden Hoffnungen, die er an seine Berufung knüpfte. Doch achtete er ihre Empfindungen. Noch stand die Leiche des Mannes über der Erde, den des Mörders Axt statt seiner, für ihn, getroffen, dem Ebba die Treue gebrochen hatte in der Sterbestunde.

Er trug seine Botschaft Mutter Marinka auf und schied. Nach sechs Wochen kehrte er zurück. Seine Briefe hatte Ebba nicht beantwortet. Nun wollte, mußte er sie selbst sprechen.

Ungeduldig drängte er die abwehrende Frau Jürgens zur Seite und riß die Tür auf. Die Stube war leer.

„Und ich hätt' einen Eid darauf geschworen, daß ich ihr Krullhaar hinter den Scheiben hab' flimmern sehen."

„Schall woll sien," sagte die Witwe gleichmütig. „Wo einer die Tür verrammelt wird, da geht sie durchs Fenster."

„— Aber das ist barer Blödsinn!"

„Ick kann'r nix bi dohn."

Wilm blitzte die Witwe mit seinen schwarzen Augen an. Wobei hätte sie je etwas tun können?

„Marinkamöh, ich such' mir deine Tochter."

Er lief die Dünen hinauf. Er rief. Keine Antwort. Er erkletterte die steilsten Kämme und hielt Umschau. Endlich sah er ihr helles Kleid schimmern; er rannte auf sie zu.

Sie floh vor ihm, Düne auf, Düne ab. Jetzt glänzte ihr silberblondes Haar noch einmal auf zwischen den fahlen Sanddornstauden, die das Profil einer Höhe bedeckten, jetzt tauchte sie in die Talsenkung und jetzt sah er sie den Abhang gegenüber erklimmen, gleitend, rutschend im losen Sand. Doch der Zwischenraum zwischen ihnen verringerte sich. Und jetzt brach sie erschöpft, keuchend in die Kniee. Aber in stummer Abwehr streckte sie noch die Hände gegen ihn aus, während der Wind ihr die Silbersträhnen ihres Haars um das hagere Gesicht peitschte und ihrem Verfolger den losen Sand in die Augen wehte.

Wilm faßte die gegen ihn ausgestreckten Hände. „Ebba! Bist du von Sinnen? Läufst weg vor mir! Vor mir!"

Sie antwortete nicht, sie starrte in wilder Angst um sich, doch da war niemand, soweit der Blick reichte. Ein paar Regenpfeifer schrieen gellend im Flug, und das Meer brandete schaumbedeckt ringsum gegen den schmalen Inselstreifen, die Sandbank in den Wellen.

Er zog das Mädchen bei den Händen aus dem atemraubenden Sturm in einen Dünentrichter, über den der Nordwest machtlos hinwegstrich.

„Mien leevste Deern! Wat is det mit di?"

Sie schlug stumm die Hände vors Gesicht.

„Warum bin ich dir zuwider? Um Niklas Breedens Tod? Du weißt, ich hab' daran keine Schuld."

Sie schüttelte den Kopf.

„Oder magst du mich nicht mehr leiden? Sag's, Ebba!"

„Ob ich dich mag? O, Wilm, das weißt du."

„Ja, Mäken, was ist denn mit dir?"

„— Ich hab' Angst."

„Vor Jan? Der kommt nicht wieder. Sollt' er's wagen, dann steht in Emden ein festes Quartier für ihn parat."

„St! Um Gottes willen!"

„Ebba, willst du mich wenigstens anhören?"

„Ja, ja. Dies eine Mal noch und — nie wieder.“

„Das findet sich. — Komm, setz dich her.“ Er zog sie neben sich; er band sein Halstuch ab und wickelte es um ihre Schultern. Er drückte sie an seine Brust, um sie zu erwärmen, denn sie war kalt wie ein Fisch.

„Mach zu,“ flehte sie abwehrend.

„Ja. Von Onkel in Norden wollt' ich sagen. Er ist ein Vetter von Großvater gewesen, hat sich aber um uns nie bekümmert. Ich hab' nich 'mal gewußt, lebt er noch, oder lebt er nicht mehr. Nu, der Tod sitzt ihm im Nacken. Er weiß das. Drum hat er herumgespürt nach 'nem Blutsverwandten, denn seinen Kram wollt' er fremden Leuten nicht lassen. Mir kam das gut zupaß. Er is 'n kribblichen ollen Knast, Ebba, un gönnt keinem die Augen im Kopf. Es ist ein slechtes Umgehen mit ihm. Aber er will mir alles verschreiben, un ich denk' an dich un daß Haben gewiß is un Kriegen man mieß un ich halt' durch. Das wollt' ich dir sagen, Ebba. Ich bin jetzt ein richtiger Freiersmann. Da braucht sich keine zu schämen.“

Mit einem Schauder wich das Mädchen vor ihm zurück. „O, Wilm, mich freit keiner.“

„Ebba!“ Er hielt sie fest. Er drückte ihren Kopf an seine Brust. „Ebba, —“

Sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus. „Faß mich nich an! Großer Gott! Soll es dir denn auch gehen wie Niklas Breeden?!“

„Mein Silvermöwchen! Sei nich dummerhaftig. Jan is weit.“

Sie schüttelte den Kopf. „Er is nah. Er is hier. Hörst ihn nich? Siehst ihn nich? Oben steht er ja! Ein großes Messer blinkt in seinen Händen! Er wird dich vermoorden, wie den andern! — Wilm!“ Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie auf den Rand des Trichters.

„Ebba!“ Er breitete die Arme aus.

Sie tat einen Schritt vorwärts, wie um sich an seine

Brust zu werfen. Aber mit einem schmerzvollen Wimmern kehrte sie sich ab. „Es ist kein Glück für mich auf der Welt —“

Wilm mußte mit der steigenden Flut zu Schiff. Schon donnerte sie mit lautem Schall gegen den Strand. Hastig sprang er die Dünen hinunter zum Watt. Das Mädchen wußte wenigstens jetzt, wie er's meinte.

Nach einigen Tagen erhielt er einen Brief von ihr.

„Mein liebster Wilm!

Es kommt mir vor, als hättest Du mir nicht verstanden, und das ist wohl möglich, denn ich war ganz verbiestert. Darum sage ich Dich mit Geschriebenes Bescheid, daß Du auf mich nicht warten sollst. Denn es muß alles vorbei sein. Das muß sein, lieber Wilm! Ich sage Dir nicht, wie viele Tränen ich auf dem Papier geweint habe. Und ich bitte Dich, all was ich kann, versuche nicht mich von meinem Willen abwendig zu machen, denn wir beten alle Tage: Führe uns nicht in Versuchung, und ich gehe nicht in festen Schuhen. Darum, liebster Junge, Scheiden und Meiden. Und ich will meinen Gram zu keiner Menschenseele ausschütten, Deinen lieben Namen nicht mehr in den Mund nehmen, und meine große Liebe fest in meinem Herzen verschließen. Deine getreue Ebba.

P.S. Moder sagt, ich hätte kein Glück. Ach, das ist wahr.“

Am Morgen nach seiner Ankunft besuchte Tobias Breeden Mutter Marinka. Sie kauerte, schwarz anzuschauen wie immer, über ihrem mit glühenden Torfstücken gefüllten Stövchen am Herd. Ebenso schwarz wie sie, saß Ebba am Fenster, stichelte und sah nicht auf.

„Goden Dag und besten Dank ook vör Pleeg un Uppassen. Wi will'n dat balde gliek maken.“

„Süh so, Tobias Breeden. Do is He jo wedder.“

„Jo, Nahbersch Jürgens, do bün ick.“

Die Witwe riß die Augen auf. „Un Jan?“

„Dat weet de Düwel.“



„Ick meen', He harr' den Fisk all bi'n Steert."

„Dat wohl nich. Blot mien Bargeld is flöten gahn."

„Dat geiht, as't kummt, Tobias Breeden."

„Jo, Marinkamöh. Dien Dochter süht ook nich kregel ut."

„Wunnert's Ihn? Ebba is keen Vergetern. Mit Siene Frijeri fung dat an. Nu hebbt wi't."

„Ick meent't god to maken."

„Meen ick is 'n Bedrieger, Nahber."

Tobias Breeden ging weiter ins Dorf, zum Vorsteher, zum Pastor. Eine innere Unrast trieb ihn um, die Gewohnheit des Wanderns. Sein verödetes Haus flößte ihm Grauen ein und die Bibel gewährte ihm keinen Trost. Warum hielt Gott seine Verheißungen nicht?

Als er ermüdet, hungrig heimkam, saß Ebba vor der kalten Feuerstätte, reglos wie ein Bild aus Stein. Ihn freute ihre Gegenwart.

„Mien leeve Dochter, dat is klook, dat du kamen büst. Nu mutt wi eens verstännig snacken. Worüm büst du so wunnerlich? Süh, Niklas was fen', as't nich veele gift. Dat is so. Men du haddst dien Sinn doch up'n anneren settet."

„St!" machte Ebba, den Finger am Mund.

„Nee, worüm schall ick dat nich seggen? Na lage*) Ebben kommt hoge Floden. Wilm Jansen het sick in't Botterfaß settet in Norden. Det lat man sien. Un du büst jung Ebba. Worum wuttst em nich frijen?"

„Worum! Worum! Kennst du wohl die Geschichte vom jungen Tobias, Vater Breeden? So eine wie dem seine Sarah bin ich. Auch meine Freier vermoordt ein Teufel. Ihr Teufel hat Asmodi geheißen. Meiner heißt Jan Jürgens."

„Nee, nee, lütt' Ebba. Jan Jürgens is wiet."

Ebbas Augen blitzten auf. Sie trat ganz dicht an Tobias heran.

„Wiet, seggst?"

---

*) niedrige.

„Jo, Gott beter't. Ick hev sien Schipp afdampen seihn."

„Tobias Breeden — Jan Jürgens is hier!"

„Hier? — Wo? Wo?"

Das Mädchen blickte unstet umher und beschrieb mit den Fingern einen Kreis in der Luft. „Hier — dort — draußen — droben — ich weiß nicht."

Er faßte rauh ihr Handgelenk. „Oh, snack keen Narrentüg!"

Ebba griff in die Tasche und zog einen zerknitterten Papierstreifen hervor.

„Das hat unter 'nem Stein gelegen am Fenster vor fünf Tagen."

Tobias entfaltete das Papier. Er mußte es weit von seinen Augen halten, um lesen zu können; seine Hände zitterten. Mit ungeschickten Schriftzügen stand da: „Wohr Di! Der Nordener hat schon wieder bei Dich gesteckt. Ich weiß es. Un was ich gesagt hab', das hab' ich gesagt."

Der alte Mann ballte die Faust. „Wo — wo hett de Kierl sick verkrupt?"

„Ich weiß nich."

„Oh, Mäken, hest di denn nich na em ümseihn?"

„Nee. Ich hatt' Angst." Sie begann wieder unruhig hinter sich zu schauen und rechts und links. „Du mußtest das wissen, Tobias Breeden. Un nu adjüs. 's wird all schummerig*) — Und mir läuft der Tod übers Grab. Hab' meiner Tage nich gewußt, was Angst war. Un nu hab' ich Angst immer, immer, — so lang als Jan Jürgens lebt. Adjüs! Adjüs auch, Tobias Breeden."

Scheu, flüchtig, wie gejagt huschte sie hinaus. Er umschloß den Zettel mit seiner Hand und dachte nach. „Wo, wo krieg ick em to faten?"

Bald schon klopfte es an der Tür. Mutter Marinkas schwarzumrahmtes Gesicht schaute herein.

„Is mien Dochter hier west, Nahber?"

---

*) dämmerig.

„Jo, is se!“

„Wat se Em ook vertellt hett, Tobias Breeden, dar is nix achter. Versteiht He?“ Die Frau fuhr sich mit bezeichnender Gebärde über die Stirn. „Se is nich richtig in'n Koppe.“

Das Wort traf den kräftigen Alten dergestalt, daß er schwankte wie ein Birkenstämmchen im Sturm.

„Wat seggt Se da? Ebba! Mien lütt' Ebba!“

Es stieg ihm heiß in die Augen, in die Kehle. Die Mutter mußte es doch wissen!

„Ja, dat's so,“ nickte die Frau, schloß die Tür und tauchte zurück in Dunkel und Sturm.

Zähneknirschend starrte der alte Mann zum Himmel. „Un die auch zu Grund gerichtet! Die auch zu Schanden gemacht! So'n smucke, leeve Deern! Un keine Vergeltung bei dir, Gott im Himmel!“

Es litt ihn nicht mehr in seiner sturmumheulten Wohnung. Er setzte seine Mütze auf und ging ins Dorf zur Schenke.

Im Türrahmen von des Eschenwirts Gaststube blieb er wie versteinert stehen: Trina bediente die spärlichen Gäste. Ihm schoß es siedend heiß durch den Sinn: „Wenn een' von de Jürgenssche Fruenslüe nich richtig in'n Koppe is, denn is dat nich Ebba.“

Sich fassend, trat er ein. „Süh, süh, Trina! All wedder mal! Ick segg, de Welt is lütt.“

„Die Wirtin is meine Pate, Tobias Breeden. Un mit dem Dienst in Emden war's man en klatrigen Kram. Das geht nich in 'nen hohlen Baum, was ich mir da gekribbelt hab!“

„Jo, jo. Ost, West, to Huus is't best. Na, denn haal mi mal gliecks 'n mojen Happen Braden un 'n Genever.“

„Jehs', das süht ja aus wie'n Kirmeßessen. Sie sind wohl ausnehmend auf Ihrem Schick, Tobias Breeden?“

„Jo, Trina, ick frö mi.“

Das Mädchen war ihm etwas Ähnliches wie den Fischerflotten im Herbst die eigentümlichen schwarzen Fische, die, immer den Heringszügen voranschwimmend, gleichsam

als Herolde ihr Nahen verkünden. Während er tafelte, überlegte er. Konnte jemand auf der Insel so gewissenlos sein, den Verbrecher bei sich aufzunehmen? Er ging die einzelnen Familien durch; außer Marinkamöh besaß Jan Jürgens keine Blutsverwandten. Nein, da war niemand, dem er die Nichtswürdigkeit zutraute. Aber vielleicht verbarg Jan sich in den Dünen, die jetzt, nachdem die Fremden sie nicht mehr kreuz und quer durchstreiften, oft wochen- und monatelang unbetreten lagen, und die rote Füchsin versorgte ihn mit Speise und Trank? — Ein unwirtlicher Aufenthalt zur Novemberzeit war's. Aber ein Verzweifelter wie Jan Jürgens mochte immerhin dort eine Zeitlang aushalten, bis er Gelegenheit fand, einen der auf hoher See vorüberfahrenden Ozeandampfer zu erreichen.

Ehe der späte Strahl des nächsten Tages dämmerte, war Tobias zur Suche gerüstet. Die Stricke, die den Mörder binden sollten, auf der Schulter, ein Stück Brot in der Tasche, zog er ostwärts. Er ging den Strand entlang und erklomm die Höhen. Er durchstöberte jede Senkung nach einem Menschen, der Spur einer menschlichen Lagerstätte. Es war ein rauher Tag. Brüllend schlugen die Wogen den Strand, unheimlich weiß unter den tiefhängenden schwarzen Wolken blinkte ihr Schaum. Einzelne Regenböen vermischt mit scharfen Hagelkörnern gingen nieder. Aber der Sturm, der eisig daherfegte, sog die Feuchtigkeit fast sofort wieder auf und trieb den losen Sand in wildem Wehen über die breite Strandfläche, daß es sich ausnahm wie ein Schneetreiben dicht über dem Boden, — als wollten der graue Himmel, die graue Erde, die graue See ineinanderfließend ihre einzelnen Bestandteile zurückmischen zu dem formlosen Chaos, aus dem Gottes Schöpferwort sie hervorzauberte.

Laut kreischend stoben Möwen und Strandläufer vor dem einsamen Wanderer auf, strichen mit schwerem Flügelschlag über die Wellen, und kehrten an ihren Standort zurück. Und jetzt brandete die See gradaus vor Tobias Breedens



Füßen. Weiter hinaus führte kein Weg. Er stand an des Eilandes äußerster Ostspitze. Und er hatte nichts gefunden.

Er gönnte sich keine Rast. In einem Dünentrichter verzehrte er sein karges Mittagsmahl und wanderte weiter, zurück jetzt, nach Westen. Der Sturm, den er nun grade entgegen hatte, trieb ihm alle paar Schritte Tränen in die Augen. Er wischte sie mit dem Ärmel fort, wanderte weiter und suchte. Er erreichte das Dorf, sein Haus, von dem er am Morgen ausgezogen war, und wanderte, vorüber, westwärts, immer westwärts.

Gegen Zwei kam er an das Häuschen auf hochragender Düne, in dem der Pächter der fiskalischen Wiesen mit seiner Familie wirtschaftete. Er fand den Mann am Wattstrand, wo er bis an die Hüften im Wasser stehend sein angepflöcktes Boot betrachtete und beklopfte. Gegenüber, nur durch einen schmalen Meerarm getrennt, lag das Notland, die werdende Insel, fahl und kahl unter dem niederen schwarzen Himmel.

Tobias hatte nichts gefunden. Ihn fror, er war sehr müde, sehr niedergeschlagen. Er blieb stehen und sah zu.

„Süh so, Krischan Pott. Wo geiht di't?"

„Mutt god sien."

Der Pächter sah verdrießlich aus und fuhr fort, sein Boot im Wasser zu umkreisen.

„Jo," sagte Tobias, „de hett 'n groten Hümpel Water in't Lief. Water treckt dat Kropptüg von Booten jümmers."

„Vun een' Dag up'n annern? Un en Leck is'r ook nich an to fin'nen."

„Dunn ward dat Water 'r woll rinseild sien, Krischan Pott."

„Rinseild? Klookſnacker! Seild! Wokeen hett' denn seild, he?"

„Dat weet ick doch nich."

„Na, ick ook nich. Dunnerslag!"

Sich schüttelnd wie ein nasser Pudel watete Krischan Pott jetzt ans Land. „Tobias, glövst du an Spök?"

„Nee, doh ick nich.“

„Ick segg di äwer, hier geiht een üm, Tobias. 't Boot is vull Water all't tweete Mal, un't Tauwerk is heel vertüdert, un dar is keen enkel Minsk mit seilb. Un de anner Nacht bi Vullmaand, as mien Fru na'n kranke Koh seihen wull, kommt se slatterig as en Schötteldok in de Kammer torüglopen. ‚Krischan! up'n Notland steiht een.‘ — ‚Rappelt't di?‘ segg ick. ‚Nee,‘ seggt se, ‚'t is en Matroos. Ward woll sien Liek sien andreven kamen. He bört sien Handen up un bittet um en christlich Grab.‘ Ick kam denn ook to Gang un mit'n Fernkieker na buten. Da is en swarten Klecks up den witten Sand, Tobias Breeden, en groten, swarten Klecks. Un as ick'n mi gemakelik dör't Glas bekieken will, treckt di so'n verflixtige Wolk öwer den Maand. Weg was mien Klecks, as harr'n een wegpust't. Annern Dags het 'r en boden Ochsen legen, äwer wat mihr na baben. Un nu steiht 't Boot vull Water un wi hebbt doch nich seilb. Dat's mi to hoch. Ick kann't nich spitz kregen.“

Durch Tobias Breedens Glieder rann ein Zittern. Zweimal hatte er angesetzt, um den Redenden zu unterbrechen, die Aufregung schnürte ihm die Kehle zu. Wenn's wäre! Wenn Gott ihm den Schurken in die Hand gäbe, dort in der Einöde, Mann gegen Mann, wo jeder Gedanke an Flucht ersterben muß! Er packte des Pächters Arm mit schmerzendem Griff und seine Stimme klang heiser: „Krischan Pott, um Gottes willen, borg mi dien Boot!“

Krischan sah ihn betreten an. „Büst en Schipper, Tobias Breeden, un snackst so'n Tüg! De Tide*) kummt Klock fif. Un denn is't all stockdustre Nacht.“

„Wat, Tide! Gliefs mutt't sien.“

„Dat het noch keen utprobiert bi Ebbe na'n Notland öwertosteken. Dor kümmt ook keen hen. 't Strand is Slick. Minsk un Boot mutt'r versupen.“

*) Flut.

„De Schaden deiht, mutt Schaden betern. Krischan, ick betaal di 't Boot. Willst du stüren?"

„Nich vör dusend Dahlers! Tobias Breeden, du dohst mi leed. Wat schall Jan Jürgens up'n Notland. Wör he'r äwer, denn kunn di 't slecht topaß kamen. He dreiht di 'n Kragen üm."

Tobias stand schon im Boot, löste es von seiner Boje und zog mit raschen Griffen das Großsegel auf. Das Fahrzeug neigte sich schwerfällig vor dem daherbrausenden Nordwest, machte eine halbe Drehung und schoß hinaus in die wild aufspritzenden Wogen.

Der Wasserarm zwischen beiden Küsten war schmal. Wär's fester Boden gewesen, ein Fußgänger hätte ihn in einer Viertelstunde durchmessen können; bei ruhiger See glitt ein Ruderboot in zehn Minuten hinüber. Aber wenn der Nordwest so steif aus seiner Ecke blies, die See hohl ging wie heut, und die Wassermassen sich in dem engen Durchgang stauten, dann setzte Leib und Leben ein, wer die Überfahrt wagte. Tobias hatte den Wind gerade entgegen. Dreimal ward er zurückgeworfen. Dann gewann er endlich den richtigen Winkel und kreuzte auf.

Die kleinen, kurzen Wellen des Wattmeers, das in Sommertagen träg und blinkend wie eine polierte Stahlfläche unter dem Sonnenhimmel lag, hoben sich heut laut aufrauschend bis über die Mastspitze empor. Gleich senkrechten Wänden von grünem Glas schoben sie sich dem kämpfenden Schifflein entgegen, und wenn sie platschend in sich zusammensanken, überschütteten sie es mit den Schaummassen ihrer Kämme. Tobias Breeden war nach zwei Minuten so durchnäßt, als hätte er die Strecke schwimmend zurückgelegt. Er fühlte es nicht. Er fühlte den Sturm nicht, der ihn bis auf die Knochen durchwehte. Ein inneres Fieber hielt ihn warm. Mit einer Hand umklammerte er das Steuerruder, mit der andern bewegte er den Pumpenschwengel, um das Wasser wegzupumpen, das bei jedem Niedertauchen des Bootes

eimerweise über den Rand wusch. Was er in seinem langen Leben an Seefahrerkunst, an zäher Energie erworben hatte, er setzte es ein auf dieser Fahrt. Immer heftiger wütete der Sturm. Auch das verkleinerte Segel war nicht mehr zu brauchen. Er riß es herab, faßte die Riemen und ruderte. Die Haut sprang ihm von den schwieligen Handflächen. Er ruderte mit blutenden Händen weiter gegen Sturm und Seegang.

Endlich knirschte der Kiel über Grund. Er warf Anker. Dann nahm er den Riemen und lotete. Der Schlick war an der Landungsstelle, die Tobias gewählt hatte, nicht sehr tief; der Riemen wies vier Fuß. Da sprang er über Bord. Das Wasser ging ihm bis an den Hals. So rasch er konnte, schwamm und watete er vorwärts. Bald hatte er die Brust frei; noch ein paar Schritt, er sank nur bis zu den Knieen ein. Aber hier wurde das Vorwärtskommen mühsam. Er bewegte sich nicht mehr im Wasser, sondern in Schlamm, zähem, grauem Schlamm, der wie Pech klebte, sich mit Zentnergewicht ihm um die Füße hing und ihr Hervorziehen zu einer schweren Anstrengung machte. Doch durfte er nicht stehen bleiben, nicht den Bruchteil einer Sekunde, nicht um Luft zu schöpfen; der tückische Brei schlang in bodenlose Tiefe hinab, was auch nur auf Augenblicke auf ihm weilte. Drum, wie auch der Sturm mit übermächtiger Wucht sich dem Keuchenden entgegenlegte, und ob auch seine Kniee fast brachen vor Ermüdung, vorwärts, vorwärts rang er sich! Es galt das Leben, galt mehr! Die Vergeltung! Bald wußte Tobias Breeden nicht mehr, war's Seewasser, waren's Schweißtropfen, was ihm unter den Haaren hervorrieselte. Seine Brust röchelte, sein Gesicht war blaurot. Feine Blutströpfchen perlten auf der harten Haut der Wangen, die Wind und Kälte, Hagel und Salzwasser aufgerissen hatten. Und er watete vorwärts.

Auf einmal warf der Sturm ihm stechend wie Nadelspitzen eine Handvoll Sandkörner ins Gesicht. Trotz des

Schmerzes hätte er fast aufgeschrieen vor Freude. Fünf Schritte noch und der mörderische Schlick war überwunden, er stand auf ehrlichem Dünensand. Zum erstenmal wandte er das Gesicht aus dem sausenden Nordwest und versuchte Atem zu schöpfen. Ein widriger Geruch machte ihn stutzen. Richtig! Dort lag der tote Ochse, aufgequollen, mit offenem Maul, die Beine fehlten. Und mit widerwilligem Kreischen stob ein Schwarm Vögel auf, der den Angeschwemmten fast bedeckt hatte, Mantelmöwen mit den grauen Flügeldecken, weißschillernde Silbermöwen, die dunkleren Regenpfeifer, Seeschwälbchen und Strandläufer. Wie eine Wolke schwirrten sie um den Kopf des unwillkommenen Störers und kehrten zurück zum leckeren Mahl. Platt wie ein Tisch lag die Insel vor Tobias. Nur im Südosten, dort, wo das See-zeichen seine phantastische Form an den tiefhängenden Himmel zeichnete, erhoben sich die kleinen Dünenhügel. Dazwischen Sand, im Sturm wirbelnder Sand stundenweit. Gegen Nordwesten streckte das Riff seinen Fangarm tief in die offene See hinaus. Blendend weißer Gischt spritzte hoch daran empor und zeichnete seine Lage weithin in der grau-schwarzen Flut. Dicht wie Muscheln bedeckten es seine Siegestrophäen, die Überreste der gestrandeten Schiffe, ein Wald von Wracks, ein Leichenfeld, wie die gefahrvolle Küste vielleicht kein zweites aufzuweisen hatte. Wer hier entlang wanderte, dessen Fuß trat auf zerschmetterte Hoff-nungen, zerschelltes Menschenglück.

Den Anfang machte die Seitenwand einer Brigg; pech-schwarz, mit Miesmuscheln überzogen, stand sie senkrecht im weißen Schaum der Brandung. Zwanzig Schritt weiter hatte ein ostfriesischer Kutter sich in den Sand gewühlt; die Planken des Rumpfes waren längst in Stücke geschlagen, die mächtigen Rippen starrten in die Luft wie die Gräten eines ungeheuren Fisches. Sein Nachbar, ein schwedischer Schoner, lag völlig auf der Seite, ein stattliches Schiff und bis auf den zersplitterten Bug wohl erhalten; an seinen

fast wagrecht in die Luft gestreckten Masten flatterten noch Fetzen von Tauen und Segeln im Sturm. Dann kam eine holländische Kuffe, eine Galliote, ein Fischerboot, eine Jacht, mehr noch, immer mehr! Eine unabsehbare Straße des Todes, ein Gräberfeld ohne Ende. Tiefes, feierliches Schweigen brütete darüber, die Einsamkeit der Wildnis. Nur der Novembersturm sang sein Totenlied, sein Siegeslied; nur die See peitschte mit triumphierendem Rauschen die elenden Reste ihrer Beute, ihres Spielzeugs.

Tobias stand und sein scharfer Blick durchwühlte gleichsam die Insel. Wo barg sich Jan Jürgens? Er suchte ihn am Land, auf dem Meer, am Himmel. Und plötzlich durchzuckte eine wahnsinnige Freude sein Herz: aus dem Wrack des schwedischen Schoners stieg Dampf, ein leichtes blaues Wölkchen nur, gegen den schwarzen Himmel; Seemannsaugen gehörten dazu, um es zu erkennen.

Der Schiffer fühlte keine Ermüdung mehr. Er warf die Stricke über seinen Rücken und schritt durch den tiefen Sand auf das Fahrzeug zu. Nach einer halben Stunde stand er vor dem schmalen Wasserstreifen, der es zur Ebbezeit von der Insel schied. Mit Befriedigung sah er ihn wachsen, anschwellen, sich verbreitern. Die Flut stieg rascher, als sie pflegte. In einer halben Stunde brach sie über den Unterschlupf des Verfemten herein. Die Hände in den Taschen stand Tobias und wartete.

Nach kaum zehn Minuten hob sich die Falltür auf dem Deck. Ein Kopf erschien, ein angstverzerrtes Gesicht, das jählings wieder untertauchte.

Tobias legte seine Hände an den Mund und überschrie die Brandung.

„Jan Jürgens! Jan Jürgens! Kumm herut! Dien Tid is afloopen!“

Da schlug der Flüchtige die Klappe vollends zurück; er hatte erkannt, daß es nur einer war, der ihn suchte. [illegible] trotzte.

„Jck will di wat hosten, oll Snüffler, du! Kumm un haal mi, denn heſt mi. Jck bliv.“

„Bliv, Jan Jürgens. Denn ſteihſt du in 'ner Stünn' vör Gottes Richterthron, ſtatt dem der Minſken. Mi is't recht.“

„Scher di to'n Düwel, Karnaille.“

Tobias rührte ſich nicht.

„Jck ſcheet di övern Hoopen as 'n Kreih!“ knirſchte Jan und zog eine Feuerwaffe hervor. Die Verzweiflung ſtieg ihm zu Kopf. Hinter ihm die unerbittliche See, vor ihm der unerbittlichere Rächer! Er drückte ab. Ein Flämmchen blitzte auf, ein ſchwacher Knall verpuffte, erſtickend in der ſchweren Luft; — die Patrone war im durchnäßten Lauf ſtecken geblieben.

Eine Sturzſee brach jetzt über den Schoner. Da ſchwang ſich Jan Jürgens mit einem Fluch vom Deck herab. Laufend durchmaß er das Waſſer, die Arme eingeſtemmt, den Kopf geſenkt wie ein junges Rind, das ſeinen Gegner überrennen will. In ſeiner Fauſt blitzte ein Meſſer.

„Dat ſchall beegen o'er breeken!“

Unerwartet, im letzten Augenblick, bog Tobias aus, ſo daß der blind Einherſtürmende durch ſeine eigene Wucht, die den erwarteten Widerſtand am Körper des andern nicht fand, ins Taumeln geriet. Da packte er ihn von der Seite und entwand ihm das Meſſer. Sie rangen — ſtumm, verbiſſen, in glühendem Haß auf dem öden Eiland, unter dem tiefhängenden Himmel. Und nur der heulende Sturm war Zeuge, nur die wildrauſchende, kampfesfrohe See, die geſpenſterhaften Gerippe der geſcheiterten Schiffe und die gell kreiſchenden Möwen, die, neue Beute witternd, mit klatſchendem Flügelſchlag über ihren Häuptern kreiſten. Lange rangen ſie. Jan Jürgens Hünenſtärke war geſchwächt durch ein elendes Flüchtlingsleben. In des alten Mannes Bruſt aber ſtieg das Bewußtſein des unerſetzlichen Verluſtes, die Erinnerung an eine wochenlange vergebliche Jagd mit elementarer Gewalt empor, ſobald er den Leib des Mörders unter ſeinen

Fingern spürte. Die Erbitterung verzehnfachte seine Kraft, machte seine Muskeln zu Stahl. Er rang Jan Jürgens nieder.

Er drückte sein Knie auf des Überwundenen Brust. Und nun kam die große Versuchung über ihn. Vor seinen Augen tanzten Funken, seine Hände krampften sich um den Hals des Buben. Jan Jürgens röchelte, blau im Gesicht.

„Mörder — Mörder —!“

„Nee,“ sagte Tobias, sich besinnend, „dat 's mien Meenung nich. Ick will 'n Hangmann nich bedreegen.“ Und mit dem Fuß zog er die zu Boden gefallenen Stricke heran und fing an den Daliegenden zu binden.

Jan sah ihm verwundert zu. „Wat schall dit bedüden?“

„Du mußt na Emden, Jan Jürgens.“

„Na Emden?“

„Use Paster het mi swören laten, dat ick nich sülvenst Gericht hollen wull un dat was god. Du schallst na Emden.“

„Man ümmer to! Ick hebb'r nix tegen. Meenst, ick harr dit Leven nich satt? In Emden hebbt se 'n Dach övern Koppe un to Middag ne Mahltid.“

„Loop to,“ kommandierte der Alte.

Jan wandte sich mit frechem Lachen. Aber als er in die funkelnden Augen seines Begleiters sah, schwieg er und ging.

„Bliv stahn.“ Tobias zog die Stricke um des Gefangenen Füße fest, daß er hinfiel und sich nicht rühren konnte. „Ick haal 't Boot.“

Jan schielte die schaumbedeckte See an, den tiefhängenden Sturmhimmel, von dem die Dunkelheit sich herabsenkte wie ein schwarzes Tuch.

„Emden loopt di nich weg, Tobias. Töv bet morgen. De rode Voß hett mi Wurst un Sluck tosteken. Bruukst't blot ut'n Sand ruttobuddeln — Ick wies' di't —“

Tobias war schon im Wasser. Watend, schwimmend erreichte er sein Fahrzeug und brachte es höher auf den Strand. Er zerrte seinen Gefangenen vom Boden auf und warf ihn über Bord vorn ins Schiff. „Repp un röhr di nich!“

Diesmal hatte Tobias den Wind für sich. Mit der Geschwindigkeit eines Eilzuges sausten sie dahin. Er hielt nicht quer zum Pächterhaus hinüber. Er legte sein Boot gerade vor den rasenden Sturm und ließ sich die Küste entlang treiben bis zum Dorf. Nach zehn Minuten warf er Anker auf der Reede.

Der Wagen des Eschenwirts fuhr schon ins Wasser ihm entgegen; er brauchte die Flagge nicht zu hissen. Der Pächter hatte von des Alten tollem Wagstück erzählt. Nun standen die Eiländer gedrängt am Wattstrand und sahen das Schifflein daherfliegen. Und lauter und lauter lief die Mär von Mund zu Mund in Freude, in Bewunderung: „'t sünd 'r twee in't Boot. He hett em! He bringt em! Oll Tobias hett Jan Jürgens to faten kregen!"

Zwanzig Fäuste zerrten den Mörder vom Wagen. Sie sperrten ihn in die Kirche. Fünf hielten Wache. Der Schulmeister, der zugleich den Postdienst besorgte, mußte noch in der Nacht nach Emden telegraphieren, damit Schutzleute kämen, um den Verbrecher in Empfang zu nehmen.

„Gott helpt de, de sick sülvenst helpt," sagte Tobias zu denen, die ihm glückwünschend die Hand drückten.

Die Kniee wankten unter ihm. Jetzt erst fühlte er die übermenschliche Anstrengung. Aber obgleich er dem Umsinken nahe war, klopfte er auf dem Heimweg doch erst an Mutter Marinkas Fenster.

„Lütt Ebba, nu hebb keen Angst mihr. Jan Jürgens sitt in Nummer seker. Ick hebb 'm to faten kregen."

Und er nickte befriedigt vor sich hin. „Ick mutt ehr wedder froh maken. Nun kannst tofreden sien, Niklas Brö'er!" —

Aber das Mädchen blieb scheu, schweigsam, von krankhafter Furcht gequält den ganzen, langen Winter hindurch.

Im Frühjahr kam Jan Jürgens' Sache vor das Schwurgericht zu Emden. Die Voruntersuchung hatte sich glatt abgewickelt. Der Sachverhalt lag klar, und der Angeklagte war geständig. So wurden auf einen Tag im März sämt-

liche Zeugen der Insel zur Verhandlung geladen: Tobias, der Vorsteher, der Geistliche, Mutter Marinka, Ebba, die rote Trina, der Eschenwirt mit seiner Frau.

In Norden stieg Wilm Jansen zu Tobias ein, der allein in seiner Wagenecke saß. Wilm trug einen schwarzen Flor um seinen linken Arm.

Der alte Schiffer war furchtbar aufgeregt. „Recht mutt bestahn. Ick hebb de Moordkierl infangen. Dat weetst. 't annere geiht de Herrens in Emden an, seggt use Paster. — 't geiht di god, mien Jong?"

„Ja, so weit. Onkel is ja nu gestorben, un er hat rechtschaffen für mich gesorgt."

„Jerst de Parre, denn de Quarre. Nu kann 't losgahn met de Frijeri."

Wilm seufzte. Er hatte noch nicht einmal Ebbas Haus betreten dürfen.

„Dat ward all god," tröstete Tobias. „As ierst Jan Jürgens sien letztet Brod bakken is, denn hett 't Hangen und Bangen vör ji ook 'n End."

Er hielt die Bibel aufgeschlagen auf seinen Knieen. „Viertes Buch Moses, Kapitel fünfunddreißig. Von den Städten der Leviten, Freistätten und Totschlag," — las Wilm Jansen.

Ihn erbarmte des alten Mannes und er drängte die Worte zurück, die ihm auf den Lippen schwebten. Welterfahrener als Tobias Breeden, zweifelte er stark daran, daß Jan Jürgens zum Tode verurteilt werden würde.

In dem altertümlichen Amtsgebäude in Emden tagte das Gericht. In der Mitte des Saales thronte der Präsident mit dem Staatsanwalt, dem Verteidiger und den nötigen Schreibern; links saßen die Geschworenen, rechts die Zeugen.

Als der Angeklagte hereingeführt wurde, sahen seine Landsleute einander verwundert an; sie hätten Jan Jürgens kaum wieder erkannt, so vorteilhaft sah er aus, sauber frisiert und nett gekleidet, mit niedergeschlagenen Augen, manierlich,

fast bescheiden, ohne eine Spur der viehischen Roheit, die ihn daheim von der Schulbank an gefürchtet machte.

Auf die Frage, ob er sich schuldig bekenne, sagte er: „Ja" und fügte gleich hinzu: er glaube wenigstens, daß alles sich so verhalte, wie diese glaubwürdigen Zeugen aussagten; er selbst wisse allerdings von nichts.

Der Präsident forderte ihn auf, den Vorgang zu erzählen, wie er ihm vorschwebe.

Er sei an jenem Sonntagabend beim Eschenwirt eingetreten, erklärte er, und habe dort getrunken, viel getrunken, um den Groll hinunterzuspülen, den er auf jemand gehabt habe und weiter — weiter wisse er eben nichts.

Ob er diesen Groll gegen Niklas Breeden gehabt habe?

Nein. Gegen Wilm Jansen. Der hätte ihn ein paar Tage vorher beleidigt. Und er habe sich vorgenommen, ihn tüchtig zu verhauen.

„Nur zu verhauen?" warf der Staatsanwalt ein.

Ja. Das wäre seine Absicht gewesen. Dann aber habe er getrunken, und es sei ein Unglück: wenn er trinke, wisse er von nichts mehr. Dann sähe er Blut und dann müsse er jemand umbringen, den nächsten besten, seinen liebsten Freund. Er wisse es eben nicht.

Man hielt ihm die Vorkommnisse der Nordener Kirmeß vor.

Ja, da sei er auch betrunken gewesen.

Ob er nicht doch auf Niklas Breeden Groll gehegt habe, seiner Base Ebba wegen?

Darüber wunderte sich Jan. „Up Niklas Breeden? Herr Präsident, nich en Spier. Nee. De was en Seel' vun en Minschen."

Wenn seine Tat ihn aufrichtig reute, warum er sich nicht sofort dem Gericht gestellt habe?

Er wäre wie von Sinnen gewesen, als er begriffen hätte, was er eigentlich angerichtet habe. Es wäre ihm nicht möglich gewesen, Tobias in die Augen zu sehen, irgend einem

seiner Landsleute. Da sei er blind und toll davongerannt. Und nachher — nachher habe er sich geschämt umzukehren.

Auch der Zettel, der unter Ebbas Fenster gefunden worden war, kam zur Sprache.

Jan leugnete nicht, daß er von ihm herrühre. „Man 't was dumm Tüg, Herr Präsident!“ Er hätte schlechter gelebt als ein Hund, dabei habe er noch erfahren, wie seine Verwandte, die Ebba, der er sein Lebtag herzlich zugetan gewesen sei, sich anstelle, als ob sie sich Gott weiß welcher Schandtat von ihm versehen müsse, und ihm das Schlimmste wünsche. Das habe ihn gebost und er habe dem albernen Ding einen Possen spielen wollen. Das sei aber auch alles.

Durch seine gelassene, fast gewählte Rede erreichte er es, einen weit günstigeren Eindruck auf die Geschworenen zu machen, als das blasse hagere Mädchen mit den dunklen Schatten um die Augen, das höhnisch, leidenschaftlich, verächtlich gegen seinen nächsten Blutsverwandten zeugte, als alle diese knorrigen, stadtfremden Inselfriesen, die ein Bündnis des Hasses und der Rachlust gegen ihren angeklagten Landsmann geschlossen zu haben schienen.

Der Präsident rief den Vorsteher auf, um auszusagen über Jan Jürgens Vorleben und Charakter.

„En Lögenbüdel, Herr Präsident; en niederträchtigen Kierl, en rechten Schuft. Nich een god Haar is an den Minschen.“

„Ein Lotterbube,“ versicherte der Pastor auf Befragen, „voll von Gewalttat, Tücke, Grausamkeit, Trunksucht, Rachgier und feiger Verstellung. Als kleiner Junge ergötzte er sich damit, Katzen bei lebendigem Leibe zu braten und jungen Möwen die Augen auszustechen —“

Der Verteidiger unterbrach hier: niemand frage nach Knabenstreichen. Ob der Herr Pastor dem Erwachsenen eine unsittliche Handlung nachsagen könne?

„Ja! Roheit, Gewalttat, Mord, wiederholte Bedrohung.“

Dazu schüttelte Jan Jürgens wehmütig den Kopf. „Ick weet nich, worüm de Herr Paster mi so slecht maket.“

Darauf redete der Staatsanwalt. Er faßte die Urteile derjenigen zusammen, in deren Mitte der Angeklagte aufgewachsen war; er verwies auf seine Vorbestrafung. Seiner Ansicht nach war das Verbrechen ein wohlüberlegter Mord. Nur in der Person hatte Angeklagter sich vielleicht geirrt. Vielleicht! Ausgeschlossen war es keineswegs, daß der Streich, der Niklas Breeden fällte, auch wirklich Niklas Breeden galt. Die durchaus glaubwürdige Zeugin, Ebba Jürgens, versicherte unter ihrem Eid, daß ihr Vetter geschworen habe, jeden Mann umzubringen, der um sie freie. Die besinnungslose Trunkenheit, auf die der Angeklagte poche, sei nun vollends eine sehr durchsichtige Lüge. Sie habe ihn nicht gehindert, in Nacht und Dunkelheit das in einem Holzstall hinter eingeklinkter Tür aufbewahrte Beil des Eschenwirts zu finden und für seinen Zweck mitzunehmen. Ein besinnungslos Betrunkener hätte über die umherliegenden Holzstücke unfehlbar stürzen müssen, konnte auch nicht jemand vom Dorf zum Strand, vom Strand zum Leuchtturm verfolgen, den Flüchtenden, einen kräftigen, elastischen Mann, einholen und ihm mit einem einzigen wuchtigen Schlag den Schädel zerschmettern, wie es hier geschehen war. Er wollte auf Mord erkannt wissen, vorbedachten, wohlüberlegten Mord mit Ausschluß aller und jeder mildernden Umstände und beantragte die Verurteilung zum Tode, eventuell zur längsten zulässigen Zuchthausstrafe.

Ganz andrer Ansicht war der Verteidiger, und er zweifelte von Anfang nicht, daß die Herren Geschworenen seiner Meinung beitreten würden. Er ging zurück in die Kindheit des Angeklagten. Früh verwaist stand der arme Junge inmitten einer Schar von Verwandten und Nachbarn, die eine unbegreifliche Abneigung gegen das hilflose Kind an den Tag legten. Zwar — so unbegreiflich nun wohl nicht. Die Gemeinde war reformiert, sein Klient lutherisch getauft. Diese Tatsache beeinflußte vielleicht sogar in etwas das Urteil des würdigen Herrn Pastors über ihn. Jedenfalls erklärte sie die Kluft zwischen dem Angeklagten und

seinen Landsleuten. „Und nun, meine Herren Geschworenen, denken Sie sich diesen ohne Elternzärtlichkeit aufgewachsenen Menschen, dessen Gemüt verhärtet ist durch zahllose, unverdiente Kränkungen, der erwiesenermaßen erblich belastet ist mit krankhaftem Jähzorn, denken Sie ihn sich zurückgestoßen, verachtet, verspottet, von dem Mädchen, das er liebt, in seiner übermenschlichen Aufregung, beschimpft, beleidigt von einem bevorzugten Nebenbuhler, — wird er nicht blind und toll um sich schlagen in der Hilflosigkeit seines Schmerzes, seiner Wut? — Denn, meine Herren Geschworenen, sie müssen sich beständig vor Augen halten, daß weder dem Gemüt noch dem Verstand meines Klienten die Pflege geworden ist, die Staat und Gesellschaft ihm schuldig waren, die allein einen Menschen in den Stand setzt, die ihm eingeborenen Leidenschaften zu bändigen. Wer dieses Zügels entbehrt, den nenne ich hilflos im eminentesten Sinne des Wortes, und unterliegt er den Versuchungen des Lebens, so beklage ich ihn, ich verdamme ihn nicht. Seine Schuld ist die Schuld derer, die ihre Pflichten gegen ihn versäumten. Und so, meine Herren Geschworenen, kann meiner, und wie ich hoffe, auch Ihrer Ansicht nach von Mord hier nicht die Rede sein, am allerwenigsten von einem vorbedachten. Das beweist auch das ganze Verhalten des Angeklagten vor und nach der Tat. Ich bitte Sie auf Körperverletzung mit tödlichem Ausgang zu erkennen. Und was die mildernden Umstände anbetrifft, die der Herr Staatsanwalt wegleugnet, nun, die liegen nach meinem Dafürhalten in diesem Fall so massenhaft gehäuft, daß ich in Verlegenheit gerate, wie ich ihre Fülle zusammenfassen soll! Dabei lege ich auf die zweifellos vorhandene, besinnungslose Betrunkenheit meines Klienten bei der beklagenswerten Tat noch nicht einmal so viel Gewicht als auf seine ganze Kindheit, seine Jugend, die Art seiner Erziehung, den Kreis von Menschen, in deren Mitte der Eltern- und Freundlose aufgewachsen ist. Sehen Sie sich die heute vernommenen Zeugen doch an, prüfen Sie vorurteilslos ihre Aussagen

und die Weise, in der sie gemacht wurden. Meine Herren Geschworenen, ich nehme keinen Anstand zu behaupten: jeder einzelne dieser Zeugen ist ein mildernder Umstand für meinen Klienten!" —

Während sein Verteidiger also sprach, stand Jan Jürgens wie ein Bild der Zerknirschung da. Einmal, als der Rechtsanwalt von seiner liebearmen Kindheit redete, drückte er laut schluchzend die Mütze vors Gesicht.

Die Beratung der Geschworenen war kurz, ihr Urteil einstimmig. Die erste Frage des Präsidenten, ob Mord vorliege, verneinten sie.

Die Unterfrage, ob auf Totschlag zu erkennen sei, wurde bejaht.

War die Tat im Zustand besinnungsloser Betrunkenheit begangen worden?

„Ja."

Waren dem Angeklagten mildernde Umstände zuzubilligen?

„Ja." Demgemäß mußte das Urteil gefunden werden.

Es lautete unter Berücksichtigung von Jan Jürgens' einmaliger Vorbestrafung wegen Körperverletzung und mit Anrechnung der erlittenen Untersuchungshaft: vier Jahre und fünf Monate Zuchthaus.

Dann wurde der Angeklagte fortgeführt. Der Präsident hob die Sitzung auf. Die Geschworenen, die Zuschauer drängten zum Ausgang.

Tobias stand und stand und rieb sich die Stirn. „Herr Präsident! Herr Präsident!" Er hielt ihn am Ärmel des Talars fest. „Ich hab' wohl nich richtig verstanden? Mein Bruder Niklas is schändlich vermoordt und sien Moorderer—!"

„Seinem Mörder ist soeben die gesetzliche Strafe zuerkannt worden, guter Mann."

„Gesetzliche Strafe? — Veer Johren Tuchthuus! Mien Brö'er is dod, Herr Präsident! Dod — dod — dod!"

Der Präsident ging vorüber.

Der Pastor legte seine Hand mitleidig auf den Arm des Aufgeregten. „Gib dich zufrieden, Tobias Breeden. Die Gesetze in Emden scheinen manchmal anders als unsers Herrgotts Gesetze. Darum sei du nicht bange. Über den Herren Geschworenen ist ein Richter, der sieht dem Missetäter ins Herz und richtet recht. Ihm vertraue deine Rache."

„Hebb ick jo dohn, Herr Paster! Hebb ick dohn! Gottsdunner! Worüm süs hebb ick up'n Notland de Tähne tosammenbeeten, up dat ick den Kierl nich de Kehl indrückt hebb? — Harr ick't man dohn!"

„Komm, komm," sagte der Vorsteher. „Do künnt wi nix bi dohn."

Ebba faßte seine Hand, sie selbst konnte sich kaum auf den Füßen halten. „Kümm, Vader Tobias, kümm."

Er riß sich los. „Kann nich angahn! Blut für Blut, so steiht't in Gotts Wort. Sünd de hier denn nich Christenlüe? Ick verstah't nich."

Mit weiten Schritten rannte er die Straße hinunter, vorbei an dem Torbogen, aus dem er einst hervorgestürmt war in wilder Jagd nach dem Mörder, vorbei an dem Schleusendamm, von dem ab der Dampfer, der Jan Jürgens trug, hinausgedampft war in den Dollart. Die Häuser der Stadt ließ er hinter sich und merkte es nicht, grübelte und konnte die eigenen Gedanken nicht fassen. Er kletterte auf den Deich, sah die Meeresflut heranrauschen im frischen Frühlingswind, sah die Wolken eilig flattern über den blaßblauen Himmel, und die Möwen dahinschießen über die aufspritzenden Wellen — und begriff's nicht, daß dies alles war, wie er's seit Jahren kannte und nur der Grund, auf den er das Gebäude seines Lebens gebaut hatte, Gottes und der Menschen Gerechtigkeit, zu wanken schien.

Er rannte weiter; seine Mütze hatte sich verschoben, die weißen Haarsträhne flatterten um sein gerötetes Gesicht.

Als er an einem einsamen Bauernhaus vorüberkam, klopften knöcherne Finger an die Scheiben, eine hagere Hand

winkte ihm eifrig hereinzukommen. Tobias erkannte den Hüttenarbeiter, mit dem er im vorigen Herbst gesprochen hatte. Er hatte damals gemeint, der Mann könne nicht ferner mehr abmagern. Er war aber doch noch bedeutend abgefallen. Ein lebendiges Skelett hockte er im Lehnstuhl am Fenster und winkte dem Eintretenden abzuwarten, bis sein Hustenanfall ihm zu sprechen erlaubte. Dann erkundigte er sich teilnahmsvoll, ob Tobias den Gesuchten gefunden habe.

„Ja," sagte der Schiffer kurz. „Ja" und nichts weiter. Die Worte quollen ihm im Munde. „Un wo geiht't Se?"

„Gut," sagte der Mensch. „Ausgezeichnet. Ich hab's ja immer gesagt, diesmal hol' ich's noch durch. Wenn ich nur erst wieder hinauskann. Die Luft hier draußen, verstehen Sie, die gibt Kräfte. Aus dem bißchen Husten mache ich mir nichts. Das kriegt einen Menschen wie mich nicht unter, ah nein! Im Mai reis' ich heim, muß doch wieder schaffen! Sie verlangen auch nach mir zu Haus. Meine Kinder. Da! Alle haben sie geschrieben, ja! Und das Jüngste, das noch nicht zur Schule geht, hat ein Vögelchen auf den Bogen gezeichnet, sehen Sie? Da ist auch ein Veilchen. Meine Gret' hat's gefunden. Bei uns gibt's schon Veilchen. Und sie freuen sich so, daß ich nun bald komme! Na, wenn man solche Briefe bekommt, da muß man doch gesund werden, nicht wahr?" —

Der Bauer, der zu Hause war, begleitete Tobias aus der Tür. „So'n Dager drei kann he't noch maken, seggt de Dokter, denn geiht he ut as'n Licht. Moordwark in so'n Hütt'. Wi hebbt't beter."

„Jo," sagte Tobias, „wi hebbt't beter."

Er dachte an Jan Jürgens, der in vier Jahren baumstark und nichtsnutzig wie je aus der Strafanstalt hervorgehen würde, ein Schrecken für alle ruhigen, rechtschaffenen Menschen. Wenn dessen Arbeitskraft wenigstens in solcher Pesthöhle Verwendung fände, daß er sein verfallenes Leben

hingeben müßte für das eines braven Familienvaters, wie hier einer vorzeitigem Tode entgegensiechte!

Er wandte sich und ging zur Stadt zurück. Die Gedanken waren ihm nicht klarer geworden und das Herz nicht leichter.

Als er in seine Kammer trat, hörte er nebenan laut sprechen. Dort, nur durch eine dünne Bretterwand von ihrem Landsmann geschieden, wohnte Mutter Marinka mit ihrer Tochter.

Tobias horchte.

„Geh," sagte Ebba mit seltsam schneidender Stimme, „das muß sein. Siehst du nicht, wie das Blut aus meinen Händen fließt. Ich vermoord, was ich lieb hab'. Ich bin wie die roten Beeren im Wald. Wer davon ißt, muß sterben — — du sollst nicht sterben. Geh —" Und auf einmal schrie sie herzzerreißend auf. „Wilm! Wilm!"

Er gab ihr hundert zärtliche Namen. Er versuchte sie zufrieden zu sprechen.

„Mien lütt Mövtje! Komm, komm, sei klug. Warum bist du nur so bang? Jan Jürgens sitzt ja fest. Der stört uns nicht. Vier und ein halbes Jahr lang sitzt er fest. Das ist eine lange Zeit, nicht? Und nachher — Nachher, hat er uns vergessen. Natürlich! Vielleicht macht er auch übers Wasser. Wir wünschen ihm glückliche Reise. Ja, ich werd' ihm sogar auf den Weg helfen, damit du nur Frieden kriegst, mien Muusche. Käm' Jan Jürgens mir aber doch in die Quere, ei nun! Wir haben schon einmal gerungen, und — ich war's nicht, der unten zu liegen kam. Hab' ich erst so'n lüttge liebe Frau zu Haus, wehr' ich mich meiner Haut! — Vier Jahr', vier lange Jahr', mien Deern! Un unser alter Herrgott lebt ja wohl auch noch."

„Ja," sagte Ebba, „nu darf ich dich lieb haben. Nu tu' ich dir damit nich zu nah. O, Wilm, mien seute Schatz! Du weißt nich, weißt nich, wie viel ich geweint hab'! — Still! Nun ist es gut — ganz gut. Vergessen — mein

Wilm! Laß mich dich halten! Laß mich deine Augen küssen. Mien Jong! Mien eenzige Jong! Nun werd' ich froh werden wie eine Lerche! Mir ist so leicht! so leicht! — Wir müssen tanzen — tanzen — — Was war's doch mit dem Tanzen?" — Und plötzlich ein schriller verzweifelter Aufschrei.

„Ebba! Ebba! —"

„'t is dohn met di, Wilm! Siehst nich, wie er glotzt! Wie ihm die Augen glühen! Siehst nich, wie er seine Axt aufhebt — — Ich will dir sagen: Jan Jürgens ist der Teufel. Der Teufel Asmodi! — — Was er will, tut er. Sie können ihm nicht wehren, nicht das Schwurgericht und wir nicht. — — Wir müssen zu Bett gehen — Moder — zu Bett. — Wat lauerst noch? Das Glück ist tot. Der Rahm ist ab vom Leben. Nun bleibt nichts als weinen — — weinen — weinen! — —"

„Lat ehr tofreden," sagte Mutter Marinka zu Wilm. „Du makst et slimmer. Dar is keen Salbe mihr antostriken. De Deern hett keen Glück. Wat helpt't dargegen ansparteln?"

„O, Moder Marinka!"

„Ja, du kannst es wohl machen. Du sitzest in der Wolle. Ick hebb ook vör gewiß dacht: as Jan Jürgens sien Deel man ierst afkregen harr, würr mien Ebba wedder torecht kamen un as Fru von 'n riken Koopmann kunn se't woll uthollen. Ick weet jo, du meenst't redlik mit mien Wicht. Aber sie haben ja den dreihaarigen Schelm mit Handschuhen angefaßt! Un nu wird se wohl so'n arme Dwaskopp bleiben. Wi mutt nüms vorutdenken. 't kamt all anners." —

Dann ging eine Tür. Zögernde, schwere Schritte verloren sich die Treppe hinab. In Mutter Marinkas Zimmer ward's ganz still. Nur das herzbrechende Schluchzen des Mädchens riß nicht ab.

Tobias Breeden hob ingrimmig die Hände zum Himmel. „Un dit ook noch! Dit ook! Herrgott, ick verstah dien Welt nich mihr!" —

Am nächsten Morgen war er zeitig auf den Füßen. Seine Augen glänzten, seine Bewegungen hatten die alte Spannkraft. Jedem seiner Landsleute bot er die Hand. Nur von dem Pastor verabschiedete er sich nicht. „Den seh' ich noch."

Mutter Marinka tröstete er. „Lat Se't sien, Nahbersch. Ehr Ebba schull ehr rode Backen wedder kriegen. Unser Herrgott will nich, daß so'n Bube von Kierl ihm siene Welt verwüstet."

Aber die Frau meinte: „Jo, dat seggt He woll, un Wilm Jansen, de nu en riken Kierl is, hett uns 'n Doktor up'n Hals schickt. De will de Deern in 'n Krankenhuus stoppen. He meent, se künn da wedder to Verstand kamen. Un denn will Wilm se frijen. Wat de Lüe sick all tosamm denkt!"

„Sie wird zu Verstand kommen," versicherte Tobias. „Und ich helf ihr dazu."

„Woso denn? Womit denn?" fragte die Frau, die Augen weit aufreißend.

Aber Tobias wehrte ihr. „Snacken könn' wi all, man dohn is'n Ding."

Er ging allein in die Stadt und kaufte verschiedenes ein. Dann ließ er sich beim Gefängnisdirektor melden und verlangte Jan Jürgens zu sprechen.

Dem Bruder des Gemordeten wurde die Erlaubnis nicht verweigert. Ein Beamter führte ihn in die Zelle und blieb mit dem Wärter zugegen. Zehn Minuten sollte die Unterredung dauern.

„Ich brauch' nich so viel," versicherte Tobias.

Jan Jürgens fuhr bei seinem Eintritt übellaunig vom Sitz.

„Tobias Breeden! Oll Mann, hest dien Will kregen; wat wuttst nu noch?"

„Hebb ick mien Will kregen?"

„Veer Johre, fif Monate! Langt's di noch nich? Wuttst mi leiver up'n Block seihn? Moje Tügen! Moje Landslüe bent ji! Töv man! Ick sitt hier nich veer Johre, darauf könnt ihr euch begraben lassen! Ick weet, wo't makt ward un denn —"

„— Jan Jürgens, weetst du, dat Ebba unklook wor'n is vör Schrick un Angst över di?"

Jan zuckte die Achseln. „Se wull't jo nich beter hebben. Dwatsche Deern!" Dann wandte er sich ab und begann einen Marsch zu pfeifen. Aber plötzlich fuhr er zornig herum. Vor den beiden Beamten genierte er sich nicht. Sein Schauspielern hatte nur den Geschworenen gegolten.

„Schuuv af! Ick will di nich länger Red' un Antwort stahn! Ick hab' der Gerechtigkeit genug getan, as de Herr Verteidiger seggt. Un wer mich nu noch 'n langen Senf macht über Niklas Breeden seinen Tod, mag sich vorsehen! Ick zeig' den Schuft an, un denn muß er brummen. Schuuv av, oll Spörnäs'! — Wi sünd quitt."

„Noch nich", — sagte Tobias. Und blitzschnell in die Brusttasche greifend, trat er einen Schritt näher zu Jan Jürgens heran und feuerte, ehe einer der beiden Beamten ihn hindern konnte, seinen Revolver auf ihn ab.

Die Kugel ging mitten durchs Herz. Ohne einen Laut stürzte Jan Jürgens vornüber zu Boden.

„— Awer nu," vollendete der Schiffer gleichmütig seinen angefangenen Satz, „nu sünd wi quitt. — — Herrens, ji hebbt nich nödig mi so an de Armens to rieten. Wat ick dohn hebb, hebb ick dohn mit Überlegung und Bewußtsein, as se't heeten. Un as ick't nich vör't Schwurgericht to Emden verantworten kann, vör use Herrgott will ick't verantworten. Sien Wort liggt open in miene Kamer un do steiht't: ‚Und ihr sollt keine Versöhnung nehmen über die Seele des Totschlägers. Denn er ist des Todes schuldig und er soll des Todes sterben.' — — — Maket mit mi, wat ji believd. An en ollen stümperigen Kierl as mi is nix gelegen. Man Recht mutt bestahn. Un ick segg ji: as ji rechtschapne Lüe van ehr Recht afbreekt, Totslägers to leev, so ward't kamen, dat rechtschapene Lüe sich nach Gottes Willen ihr Recht nehmen mit eigener Hand — so as ick hebb dohn."

Jan freit.

Das war beim Mooranbauer Puvogel — Meyers Puvogel, versteht sich. Clüvers Puvogel würden sich mit einer Kaffeehochzeit abgefunden haben, denn sie waren schäbig. Aber Meyers Puvogel ließen sich nicht lumpen und richteten ihrem Sohne eine richtige Fleischhochzeit aus, zur Freude der ganzen Moorkolonie Stavenhagen. Sogar Wein gab es, eine ganze Flasche für hundertundzwanzig Gäste. Der Bräutigam füllte das Glas, nippte daran und ließ es nach links weiter gehen. Und die Braut, die an der andern Schmalseite des langen Tisches ihm gegenüber saß, tat desgleichen, und es ist möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich, daß wenigstens alle Ehrengäste einen Tropfen zu kosten bekamen. Die andern tranken Bierkalteschale, was ebenso gut war. Ja, der erfahrene Claas Petersen behauptete sogar, sie wäre besser, weil man bei der Kalteschale doch immer genau wüßte, was man tränke, aber beim Wein längst nicht; worauf Jochen Bruck erklärte, Petersen sei ein neidischer Filou, denn Bruck hatte Wein abbekommen.

Die Gäste saßen auf dem Flett, und wer nicht sitzen konnte, stand; und wer auf dem Flett keinen Platz fand, drückte sich in einen Winkel der Diele. Auf der Feuerstätte brauten Frau Puvogel und die Magd Warmbier für die Frauen, und der Rauch stand in dem schornsteinlosen Raum so dicht, daß weder der Bräutigam die Braut sehen konnte, noch die Kühe auf der einen Seite der Diele die Pferde und Schafe auf der andern.

Ganz unten am Tisch saß Classens Jan. Die Bremer

nennen alle Torfbauern des Teufelsmoors Jan; aber dieser war wirklich so getauft. Jan Classen trank seine Bierkalteschale schweigsam und in sich gekehrt. Vielleicht dachte er daran, daß die letzte Festlichkeit, bei der die Kolonie sich fröhlich schmausend zusammengefunden hatte, das Begräbnis seines Vaters gewesen war. Vielleicht ärgerte er sich auch nur beim Anblick der stattlichen Puvogelschen Kühe neuerdings darüber, daß seine Schwarzweiße vor ein paar Tagen verkalbt hatte. Aber Dietrich Klütenbrink, der in einem Winkel den Schnapsvorrat entdeckt hatte, an dem Großvater Puvogel sich Sonntagabends gütlich tat, und infolge davon sehr unternehmend geworden war, sagte Jan auf den Kopf zu, er kränke sich, weil die Marinka nicht mit eingeladen sei; denn die wäre schon von der Schule her sein Schatz — was alle Burschen ringsum für einen sehr guten Witz hielten und laut belachten. Die Marinka war eine aus der berüchtigten Kolonie Klinkerberg, und den alten Classens vor Jahren zugelaufen wie ein verirrtes Kätzchen. Ihr Vater, ein Besenbinder, saß im Zuchthaus, ihre Mutter, eine Zigeunerin, war eben auf der Landstraße gestorben. Die Alten, die nur einen Sohn hatten und Arbeitskräfte brauchten, behielten also das Kind und fanden bald, daß es sein Futter verdiente. Nun war's eine große Marinka und noch immer auf dem Hof.

Jan stand bei dieser Rede auf, rot im Gesicht wie ein gekochter Krebs, schlug mit der Faust auf den Tisch und versicherte: er habe es, Gott sei Dank, nicht nötig, um eine Kuhmagd zu freien, und er würde jedem die Zähne einschlagen, der so was nochmal wiederholte. Bei sich beschloß er, daß er's bald ganz Stavenhagen weisen wolle, wie hoch er zu zielen vermöchte. Und sogleich ließ er alle Bauerntöchter der Umgegend an seinem Geist vorüberziehen. Er durfte wählen. Sein Grundbesitz war nicht klein; er verkam nur, aus Mangel an Arbeitskräften, in diesem Teufelsmoor, diesem wunderlich altmodischen Landstrich, in dem das Geld

einen Teil seiner Allmacht abstreift, und nur Arbeit, harte, unermüdliche, persönliche Arbeit aus Sumpf und Morast das zum Leben Notwendige hervorzwingt. Nachdem seine Eltern gestorben waren, mußte er entweder einen Knecht nehmen oder eine Frau. Als sparsamer Mann gab er den Vorzug der Frau, die keinen Taglohn kostete und nicht kündigen durfte. Aber er konnte zu keinem Entschluß kommen. Das eine Mädchen war ihm wie das andre, und er hatte eine unvernünftige Angst, sich zu vergreifen. Dennoch wollte er heute seine Wahl treffen. Eine aus gutem Hause mußte es sein, so vermögend er sie bekommen konnte, das stand fest; hübsch, wenn es sich machen ließ. Vor allen Dingen sollte sie „klug" sein. Unter „klug" sein verstand der hart ringende Sohn eines noch nicht völlig unterworfenen Grund und Bodens: den größtmöglichen Nutzen für sich aus Dingen und Menschen pressen, andre übervorteilen und sich niemals übervorteilen lassen.

Da man gerade aufstand, um, während die Hochzeitsbitter die Tische zum Tanz beiseite räumten, bei den vier nächsten Nachbarn rechts und links Kaffee zu trinken und die zu dieser Gelegenheit gebackenen Kuchen zu probieren, strich Jan um die jungen Dirnen, ob ein Zug, ein Wort von ihnen ihn erleuchten und das schwankende Zünglein seiner Brautwage zum Ausschlagen bringen wolle. Er hielt sich lange in der Nähe von Kathrin Puvogel auf. Das üppige Hochzeitsmahl und der stattliche Hof imponierten ihm. Aber Kathrin trug ein Kleid von schwerer, blauer Merinowolle mit großkarierten Aufschlägen aus echtem Samt, und Jan verwarf sie nach reiflicher Überlegung als zu kostspielig.

Dann lockte ihn Anna Bischoff, weil sie immer zuerst ihren Teller leer gegessen hatte: wenn die Frau nicht viel Zeit mit dem Essen verliert, so gedeiht die Wirtschaft. Als sie ihm aber auf die einleitende Frage, ob ihr Vater schon Torf nach Bremen fahre, mit drei langen Sätzen Antwort gab, sah er ein, daß sie die beim Essen gewonnene Zeit mit

Reden vergeudete, und stand auch von dieser ab. Das war bei Clüvers Puvogel.

Ganz traurig über die Erfolglosigkeit seiner Brautschau ging er aus der Tür, stand auf dem Grasfleck hinter dem Haus, wo hinter hohen Edeltannen und Eichen der Backofen sich wölbte, und vom Obstgarten herüber durch die Abenddämmerung die reifenden Äpfel purpurn und golden zu ihm herüberblinkten, starrte in den von schmalen, dunkeln Abendwolken gestreiften Himmel und dachte verdrießlich: „Morgen gift dat Regen", und: „Mit dei Deerns komm ick nich vom Fleck." Da ward er Zeuge einer kleinen Szene.

Der Großknecht trat aus einer der Seitentüren, sein braunes Holzgesicht in sonntäglichen Ernst gelegt, mit nur ein ganz klein wenig Schalkheit in den Winkeln seiner von zahllosen Fältchen umringelten Augen. Auf steif ausgestreckten Armen trug er vorsichtig und ehrfurchtsvoll eine Schüssel, deren Inhalt ein rotes, baumwollenes Taschentuch verhüllte.

Hinter ihm klangen eilige Schritte, ein Kleid raschelte. Jan erkannte Clüvers' Dora, die den Großknecht rasch einholte. Sie hob den Zipfel des roten Tuches.

„Wat sleppst dor weg?"

Der Knecht antwortete, den Festkuchen habe der Bauer ihm gegeben, er solle ihn der kranken Frau Schulmeisterin bringen.

Dora betrachtete mißbilligend die schwankende Pyramide.

„Tüffel," sagte sie in dem wunderlichen Moorplatt, das die Vokale quetscht und streckt, daß sie klingen wie das Geheul eines Tieres, „du hest ook gor keen Nachgedanken. Schoolmeesters möten so veel nich eeten. Dat bekömmt en nich. De sünd mihr vör dat Geistige!"

Sie trat in den Garten, band aus einem verspäteten Röslein und einigen Astern ein niedliches Sträußchen, sammelte zwei Drittel des Kuchens in das rote, baumwollene Taschentuch und steckte die Blumen zwischen den zierlich auf der Schüssel ausgebreiteten Rest. „So het dat Dart. Nu gah to!" —

Der Knecht zwinkerte pfiffig mit den Augen und trollte mit seiner arg zusammengeschmolzenen Gabe die Dorfstraße hinunter. Dem unbemerkten Zuschauer dieses kleinen Auftritts aber taten sich die Lippen auseinander vor Bewunderung: „Dunderslag! De is klook! De Deern is klook!" Den besten Teil des Geschenkes für sich zu behalten und gerade dadurch ihm den Anstrich noch größeren Wertes zu geben, schien ihm der Inbegriff aller Klugheit. „De möt mien Fru war'n!"

Er ging wieder hinein, jetzt ganz unternehmend, drängte sich in die Stube, in der Dora und Lieschen den Kaffee herumreichten, und als er an Dora vorüberkam, knuffte er sie freundschaftlich mit dem Ellbogen in die Seite. „Du, Dora, ick segg, schall ick di vundage nich en beten schwenken?" (Mit dir tanzen?)

Sie blieb stehen, die erhobene Kanne in der Hand — „wie Rebekka vor Eleazar," dachte Jan — und sah ihn an. Sie hatte helle, blaue Augen in einem sehr sonnverbrannten Gesicht, und er fühlte ihren Blick in seine Seele dringen, scharf, als wär's ein Angelhaken, der all seine geheimsten Gedanken mit sich herausrisse. „Dat is de Deern ehr Klookheet," dachte er und wurde ein wenig rot. Es war ihm aber ganz lieb, daß sie ihn gleich durchschaute. Um so weniger brauchte er zu reden.

„Worüm nich?" antwortete sie nach beendigter Prüfung einfach. Jan sah ihr nach, wie sie mit ihrer Kanne geschäftig weiter hin und her eilte. Sie war hager und knochig; das ist ein rühriger, arbeitsamer Menschenschlag. An ihren Schulterknochen stieß man sich sicher blaue Flecke; auch ihre Nase war spitzer, als es ihm gefiel, und er wunderte sich, ob sie wohl in der Ehe etwas Fett ansetzen würde?

Als dann die Paare zum Tanz antraten, zog sie ihr Taschentuch hervor und reichte es ihm, daß er seine Hand darauf legen sollte, wenn er sie um die Taille faßte.

„So 'n Kleed kostet en schanbaret Geld, Jan." Sie

hob es sorgfältig auf, und wenn er sie, berauscht vom Rhythmus der Musik, ein wenig wilder zu drehen begann, tat sie ihm besonnen Einhalt, sie wollte den teueren Anzug nicht verderben.

Ihm gefiel das wohl. Entschieden, sie war die Frau, die seine Wirtschaft in die Höhe bringen würde! So oft ein Tanz zu Ende ging, ließ er sie stehen und lief mit den andern Burschen an den Tisch, um zu trinken. Wenn er wiederkam, sprach er kein Wort; auch Dora redete nicht. Aber als die Spielleute eine Pause machten, trat er hinzu und warf einen harten Taler auf den Tisch, damit sie ihm ganz allein aufspielen sollten. Das taten sie, und er tanzte mit Clüvers' Dora. Da wußten die Burschen, mit wem sie Jan necken sollten, und Dora wußte auch das Nötige. Jan war ganz entschlossen und sehr vergnügt, als er mit den andern heimschritt. Die Wahrheit zu sagen, er schritt nicht ganz geradeaus und nicht sehr stolz, und es war ein Glück, daß der späte Oktobermorgen schon angebrochen war; sonst wären auf der stundenlangen Dorfstraße, die nur Bäume, keine Häuser einsäumten und keine Gaslaternen erleuchteten, viele der Hochzeitsgäste in den breiten Moorkanal geraten, hinter dessen wie mit einem Lineal gezogener Linie die einzelnen Gehöfte lagen, jedes in seinen Grundbesitz von Wiesen und Äckern, Waldbäumen und Brachland eingebettet, wie ein kleines Rittergut.

Jans Stelle war die letzte in der langen Reihe, mit denen seiner vier Nachbarn um etwa ein Jahrhundert jünger als die der übrigen Gemeindegenossen, und darum um ein Jahrhundert unkultivierter, um ein Jahrhundert gieriger, Menschenarbeit einzuschlingen: die einzige Nahrung, die diese Erde fruchtbar macht. Die Edeltannen um seinen Backofen waren noch niedrig, die Buchen und Eichen, die das tief herabgehende Strohdach beschatteten, mager in Stamm und Wipfeln. Durch sie hindurch schimmerte, unabsehbar, das jungfräuliche Moor mit hohem Heidekraut und wirrem

Birkengestrüpp bestanden, mit weißen Sumpfgräsern besprenkelt, eine Wildnis, der Arme harrend, die sie bändigten zum Dienst der Menschen.

Schweren Schrittes ging er über seine Kanalbrücke, vorbei an dem Schuppen, unter dessen moderndem Strohdach seine beiden Torfkähne im braunen Wasser angekettet lagen. Auf dem Wiesengrund weideten Kühe; ihre Füße steckten in breiten Holzschuhen, zum Schutz vor dem Einsinken. So oft sie ein Bein vorsetzten, quatschte der Boden unter ihnen wie ein nasser Schwamm. Jan runzelte die Stirn. Das Vieh ins Freie zu lassen, war ein Gebrauch der Marsch, nicht des Moors, denn das Anschirren der Schuhe kostete Zeit, wertvolle, unersetzliche Zeit, und die Tiere milchten ebenso gut im Stall. Aber Marinka behauptete, „die Kühe möchten es lieber“. Das wunderliche Ding steckte noch immer voll von solchen Zigeunerschrullen. Jan, mit all seiner harten, nordischen Bauernweisheit war nicht im stande gewesen, sie ihr auszutreiben. So fand er jetzt, als er, den Kopf tief beugend, um nicht an den niederen Türbalken zu stoßen, auf das in roher Mosaik gepflasterte Flett trat, in der Feueröffnung, unter dem kunstvoll geschmiedeten Kesselhaken, glimmenden Torf und darauf, sorglich zugedeckt, ein Blechgeschirr voll Kaffee — eine Aufmerksamkeit für ihn. Mechanisch nahm er eine Tasse vom Bort und goß den braunen Trank hinein. Aber er war verdrießlich, wie nur je ein Mensch, der nach durchzechter Nacht mit schwerem Kopf heimkommt. Er suchte Ursache, sich zu erbosen. Und plötzlich stieß er die Tasse auf die nächste Truhe, nahm von dem einen der rauchgeschwärzten Pferdeköpfe, die den Rauchfang schmückten, das Öllämpchen und schüttelte es. Es war ausgebrannt. Er ging in den Winkel, wo Spinnrad und Haspel standen. Der Flachswocken war leer, die Haspel voll. Offenbar hatte Marinka die Nacht aufgesessen, auf ihn wartend. Er hatte es ihr verboten; denn wer nicht schläft, arbeitet schlecht. Mit einem Fluch riß er die Stuben-

tür auf. Stube und Kammer waren leer. Da besann er sich, trank seinen Kaffee aus, schob die Klappen des Wandbettes auseinander, die unter seinen Fäusten ächzten und krachten, kroch in die Betten, die dort ausgebreitet lagen, und fiel in Schlaf.

Als er aufwachte, schlug die heisere Schwarzwälderuhr auf der Diele Zwölf, der Regen rauschte vor den Fenstern herunter; er hörte Marinka an der Feuerstätte klappern. Gähnend kletterte er aus seiner Nische, fuhr sich mit den Fingern durch das Haar und kam steifbeinig aus der Stube geschritten, immer noch nach einem Vorwand suchend, um dem dumpfen Verdruß, der in ihm wühlte, Luft zu schaffen. Er wollte schelten, daß die Kühe sich in der Nässe erkälten würden; aber zwischen den Holzsäulen, die ihr Reich von dem der Menschen abschoren, sah er schon wieder die gehörnten Köpfe mit den ruhig nachdenklichen Augen hervorblicken. Er wollte brummen über die versäumte Arbeit; aber ein Haufen für die Streu geschnittener Heide bewies, daß die Magd sogar Manneswerk verrichtet hatte. Mißmutig setzte er sich an den Klapptisch, den Marinka schon zurecht gerückt hatte, stemmte den Ellbogen auf den mächtigen Brotlaib und streckte die Beine von sich. Er sprach kein Wort. Marinka sprach auch nicht. Sie saß ihm gegenüber in ihrer losen Jacke aus von ihr selbst gesponnener Wolle, in dem blauen, von ihr selbst gefärbten Rock. Das matte, schwarze Haar, dessen Wucht für den Kopf zu schwer schien, hatte sie nachlässig in einen Knoten zusammengedreht. Die großen, schwarzen Augen in dem braunen Gesicht fragten nicht, forschten nicht — nicht sonst, nicht heute. Sie durchstöberten nicht der Menschen Seelen, zwangen nicht ihre Gedanken und Empfindungen hervor, zerhackten und siebten sie nicht, wie andre Augen, die er kannte. Die plauderten auch nichts aus. Es lag immer wie ein Schleier darüber.

„Dat is de Deern ehr Dummheit!" sagte sich Jan.

Sie hatte frische Buchweizenpfannkuchen gebacken, sein

Leibgericht, und sie war groß in Buchweizenpfannkuchen. Aber er brummte, die Kuchen seien zähe. Da sie nichts erwiderte, hub er an zu schelten, daß sie die Nacht aufgesessen habe. Das koste Geld, und er sei kein kleiner Junge, und verbitte es sich, daß man ihm aufpasse und nachspüre. Er werde immer genau das tun, was ihm gefalle, und es sei ihm ganz gleichgültig, ob sein Gesinde sich darüber aufhalte oder nicht. Da er auch hierauf keine Antwort bekam, stand er wütend auf und rief laut, Marinka solle ihm seinen Kirchenrock bringen, aber gut ausgebürstet! -- und seinen Kirchenhut.

Dann ging er aus. Er wollte das mit Clüvers gleich richtig machen. Unterwegs ärgerte er sich, daß die dumme Deern ihn nicht wenigstens gefragt hatte, wohin er in solchem Staat wolle, da doch der Gottesdienst längst aus war. Wenigstens, dachte er mit Genugtuung, könnten die Burschen ihn nun nicht mehr mit der „Zigeunerin" necken.

Während er die Dorfstraße hinunterschritt, die schnurgerade Straße mit den grundlos tiefen Wagengeleisen, überdachte er, wie es einem ernsten Mann an einer Schicksalswende ziemt, sein vergangenes Leben. Nichts regte sich zwischen den zwei unabsehbaren Birkenreihen. Geradeswegs in die Unendlichkeit schien ihre leuchtend gelbe Wölbung zu führen, unhörbar floß das goldbraune Grabenwasser unter ihr hin. Gruppen von Tannen, Eichen, Buchen traten rechts und links hervor, verbargen die Gebäude der weit auseinander liegenden Gehöfte und ließen die Kolonie mehr einem Wald, als einer Ortschaft gleichen. Auf dem fast schwarzen Tannengrün funkelte grell das Herbstlaub der Birken, hie und da flimmerten wie Korallen die roten Trossen einer Eberesche. Der Himmel war einförmig grau, schwer lastend auf dem düsteren Moor, seiner rotbraunen Erika und den schwarzen Torfhaufen, die um matt glänzende Wasserpfützen trocknend lagen. Ein feiner Regen rieselte herab. Und Jan dachte. Und Bäume und Büsche am Weg,

mit denen er aufgewachsen war, dachten mit ihm, redeten und erzählten ihm alte Geschichten in dieser stillen Sonntagnachmittagsstunde.

Um jenen, jetzt kahlen Eichenkamp waren sie zur Schule abgebogen, er und die Marinka. Schulmeisters Fritz hatte darin seinen Dohnenstieg. Er fing aber nie etwas, weil Marinka heimlich die Schlingen aufknüpfte und die Vögel entwischen ließ. Als er's herausbekam, hatte Schullehrers Fritz die „Taterndeern" gehörig verhauen wollen. Aber da war Jan für sie eingetreten, es hatte eine kapitale Keilerei gegeben. Damals trat er immer für die Marinka ein. Sie hatte ihm sehr gut gefallen, ihre schwarzen Kuhaugen, ihr braunes Gesicht, ihr wunderliches Wesen; er war ordentlich stolz darauf gewesen, daß seine Eltern ein so apartes Geschöpf im Hause hatten. Und er wußte sich nichts Lieberes, als ihren schwarzen Haarwulst, dick wie ein Pferdeschwanz, und weich wie das Samtkissen, das die Frau Schullehrerin in ihrer guten Stube auf dem Sofa liegen hatte, in den Händen zu halten und daran zu zerren und zu reißen. Ja, an diesen Birkenzweig hatte er sie wirklich einmal mit ihren Hexenhaaren festgebunden. Sie war böse geworden, aber nicht sehr. Marinka wurde niemals sehr böse. — An jener Brücke drüben hatte er sie erschreckt, als sie spät abends aus der Spinnstube heimkam. Das war wirklich ungeheuer spaßhaft gewesen. Er ging vor ihr fort und lauerte ihr hinter dem Bootsschuppen auf. Dann, sobald sie sich von den andern Mädchen trennte, brach er schreiend hervor, rannte ihr nach und, wie sie lief, er holte sie ein, und wie sie schrie und bat, er küßte sie fest auf den Mund. Dann erst sagte er: „Dumme Deern! Kennst mi denn gor nich? Ick bün't jo! Jan!"

Er wußte heutigestags noch nicht, ob sie ihn damals erkannt hatte, oder nicht. Ihr Herz hatte so laut geklopft, wie das des Rotkehlchens, das er 'mal am Graben erwischt hatte, und sie war ihm einen ganzen Tag lang aus dem Weg gegangen. Damals hatte ihn das gekränkt. Wahr-

haftig! er hatte ganz demütig um Verzeihung gebettelt. Damals war es ihm gar nicht eingekommen, daß er ein angesehener Bauernsohn war, und Marinka eine hergelaufene Zigeunerin, der respektable Leute Ehre antaten, wenn sie sie als Magd behielten. Erst ganz allmählich war er in das Verständnis ihrer und seiner Stellung hineingewachsen. Und jetzt war er ein vernünftiger, besonnener Mann, der seinen Hausstand, erhaben über alle Kindertorheiten, nach den Grundsätzen der Vernunft gründete.

In diesem Augenblick hörte er ein Kichern und fuhr zornig herum. Er hätte es keinem raten wollen, Jan Classen auszulachen. Aber da war niemand. Nur eine Elster flog über ihn weg, gerade aus dem Clüverschen Birnbaum.

Er ging also über die Brücke in das Haus und schloß das Geschäft ab, vorläufig mit den Alten. Dora war zu ihrer Freundin auf der Wilstedter Mühle gegangen und wurde erst am nächsten Tag mit einer Gelegenheit zurückerwartet. Aber die Dirne würde mit dem Handel wohl zufrieden sein, versicherte der Bauer, schon um Vorstehers Hermann, der schon ein Jahr lang um sie herumscherwenzele, zu zeigen, daß sie nicht auf ihn warte. Denn die Dora sei keine, die sich auf den Fuß treten lasse. Ihm selbst sei Classen auch lieber als der Leichtfuß, der als zweiter Sohn den väterlichen Hof nicht bekommen werde, und der bei den Soldaten nichts als Hochmut und Dummheiten gelernt habe.

Also ging Jan heim als Bräutigam und war stolz darauf, daß er Vorstehers Hermann ausgestochen hatte und daß er ein Mann von solch raschem Entschluß war. Dabei köpfte er mit seinem Stock jedes Herbstblümchen, das am Grabenrand aufgeblüht war, und wiederholte sich mit Genugtuung: „Dor mußt' 'mal en End' vun ward'n! Ja, dat mußt' es!" Er wäre aber sehr in Verlegenheit gewesen, wenn er mit Worten hätte sagen sollen, von was er ein Ende herbeiwünschte. Nur, da jetzt sein Gehöft hinter der grünen Wiesenfläche vor ihm aus der Dämmerung tauchte,

gab's ihm innerlich einen Ruck. Er hatte Furcht und wußte nicht vor was. „Blot, wiel ick det veele Snacken nich utstahn kann,“ sagte er sich.

Und er schritt nicht gradaus ins Haus, er strich um die Mauern, durch den Obstgarten. Aber der feine Regen wurde zum Guß. Da mußte er wohl hineingehen.

Marinka hatte das Abendessen fertig. Sie aßen's schweigend miteinander. Dann saßen sie um die Feuerstätte auf dem schönen Stern von helleren Steinen, der sie einfaßte. Über dem Torf, der darin schwelte, brodelte leise das Wasser in dem mächtigen Kessel, der an kunstvoll geschmiedetem Haken von dem schwarzen Rauchfang herabhing. Das frisch gefüllte Öllämpchen brannte mit ruhiger Flamme und ließ in mattem Glanz die Zinnteller und bunten Schüsseln auf den Wandbrettern zwischen den Türen zu den beiden Stuben erschimmern. Marinka spann. Jan hatte die Füße gegen das wärmende Feuer gestreckt, putzte an einem rostigen Büchsenrohr und trank Grog dazu.

Ab und zu klirrte eine Kuh mit ihrer Kette. Der Wind fegte in vereinzelten Stößen um das einsame Haus. In den Tannen schrieen die Eulen, das Spinnrad schnurrte. Phylax, der struppige Rattenfänger, fest an den Rocksaum der Dirne geschmiegt, stöhnte im Schlaf. Jan hätte gern gesprochen, aber es lag auf ihm wie eine Verzauberung, gleichsam als schnüre die unwirtliche Stille des Oktoberabends ihm die Kehle zu, als versteinerten ihn die breiten Lider der niedergeschlagenen Augen ihm gegenüber. Die mächtige, schwarze Wimperfranse dran ließ die bläulichen Schatten um die Augen noch tiefer erscheinen. Aber der kleine Fuß in den Holzpantinen — die Marinka trug Kinderpantinen, Jan wußte es wohl — rastete nicht, die rundlichen, braunen Hände zogen unablässig den Faden, und die Lippen, die vor Jahren um die Wette gezwitschert hatten mit den Schwalben, die Sommers unter dem Deckenbalken nisteten, blieben hartnäckig stumm.

Jan meinte, wenn Marinka ihn nur ansehen wollte, er würde sprechen können. Er räusperte sich. Aber da sie nun die Augen aufschlug, nahm er schnell die Feuerschaufel und stieß sie in den glimmenden Torf, daß die Funken hoch aufsprühten. Dann sank der Raum zurück in seine alte Stille. Marinka spann, Jan trank. Aber den Mann erstickte die große Neuigkeit, die er mit sich herumtrug. Ohne Übergang begann er: „Wo schall dat mit den Heidhauer ward'n, Marinka?"

Sie sah auf. Er erschrak fast vor der Schwärze ihrer Augen.

„Grad as wenn een' in twee Brunnen 'runnerkiekt," dachte er.

„He wull di doch frijen," fuhr er brutal fort.

„Bün ick di in'n Weg?" fragte sie langsam.

Er lachte kurz auf. „Nee, nee. Du verdeenst jo woll dien Brot. Jck meen' man."

„Denn lat mi, wo ick bün."

„Hm," brummte Jan, „ick hebb dor jo nix gegen. Jck meen' man. Du büst en jonge Deern. Deerns wilt frijen. Un en Heidhauer — nu, veel bedüd't so'n Kierl jo woll nich. Aber wat Extraiges kannst du doch ook nich verlangen sien. Jck meen, wat en richtigen Buur is, da wardst du jo woll nich up luuren, wiel du doch man en Taternkind büst. Es is schade, dat du't büst, nee, würklich, Marinka, wenn ick di so anseih'! — Schad' is es. Aber wi künn dor nix bi dohn. Wat?"

„Jck weet," murmelte sie. „Jo, ick weet, ick weet."

„Denn so! Wie hast du di dat eegentlich dacht?"

„Lat mi, wo ick bün," wiederholte sie, und ihre Augen flehten eindringlich. „Du seggst jo, ick verdeen' mien Brot. Lat mi hier bleeven. Jck verlang' jo nix, nix, gor nix anders."

„Un frijen magst nich?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Un hier willst bleeven?"

„Jo, jo! ümmers, Jan, ümmers!"

„Je," wiederholte er und stierte auf seine Stiefelspitzen, „mi kann't jo recht sien. Un — un Clüvers' Dora ward dor woll ook nix bi to erinnern hebben!" —

Er brach ab. Es war heraus. Er wartete auf eine Frage. Es kam keine. Das Spinnrad drehte sich in rasender Hast.

„Clüvers' Dora un ick, wir frijet, mötst weeten. Ick hebb dat hüüt mit den Ollen richtig maket. — Wat hest?"

Der Faden war jäh gerissen. Marinka beugte sich tief über das Spinnrad.

„De Flaß dogt in düssen Johr ook gor nix."

„Wieder fallt di nix in?" fragte er gekränkt. „Nich 'mal gratuleern dohst?"

„Doch, doch, Jan! Ick wünsch' di dat Best, dat Allerbest! Dat weet'st ook. Man blot — Clüvers' Dora!"

„Magst ehr nich lieden? Jo, dor kann ick nix bi dohn. Dor möt ji Frugenslüe jü üm verdragen. Mi steiht Clüvers' Dora an. Se is up't Hoor en Fru vör mi. Fix bi de Arbeet, un lat sich nich de Botter vun'n Brot afnehmen. Un klook! bannig klook!"

Jan war ordentlich außer Atem geraten bei der Verteidigung seiner Wahl.

„Nee," wehrte Marinka, „nee, et is wat anners. De Lüe seggen — ick weet jo nich —, dat Vorstehers Hermann ehr gern lieden mag."

Jan lachte trotzig auf. „Schall woll sien. Aber ick was fixer, süßst!"

„O, Jan, ick bün so bang."

„Wat denn?"

„Vorstehers Hermann drifft en Vagel up hunnert Schreede."

„Un ick nich?" rief Jan. „Meenst, ick nich?"

Die beiden zitternden Hände, die vergebens versucht hatten, den zerrissenen Faden anzuknüpfen, preßten sich auf die Brust. „Ick bün so bang. Vorstehers Hermann is en

gansen Slimmen. Schoolmeesters ehr'n Hund hett he ook ümbracht. Wenn du em sien Mäken wegsnappst! —"

„Nee, Deern," schalt Jan, „wo büst du dumm! Bildst di würklich in, Vorstehers Hermann ward dat Zuchthaus riskeer'n un en Minschen dodsla'n, wiel he en Hund umbrocht hett?!"

Sie seufzte. „Ick wull — ick wull doch, du harrst di en anner utsöcht!"

Jan warf den Kopf zurück und stand würdevoll auf.

„Sundag kummt mien Dora un süht sich ehrn künftigen Hof an. Nimm di tosamm, dat se ehr Huus god in Stanne find't. Vormaken kannst ehr nix. De süht dörch en Brett. Un noch eens: segg ‚Buur' to mi un nich mihr ‚Jan'. Wi hebb de Kinnerschohe vertreden. Respekt möt sien! — Wo geihst hen?"

Marinka hatte das Spinnrad neben die buntbemalte Truhe getragen. „Ick gah to Bedd, Buur. De Ogen fallen mi to."

„Dat kümmt vun nachts upsitten," brummte Jan.

Er ging noch nicht zu Bett. Er trank erst noch ein Glas Grog und gab der Feuerzange einen Fußtritt, daß sie weithin über das Mosaikpflaster des Fletts flog, der schwarzweißen Kuh vor die Füße, die sie verwundert betrachtete. Er war wütend über die Aufnahme, die seine große Neuigkeit gefunden hatte, Widerspruch, alberne Befürchtungen, Teilnahmlosigkeit.

„Dat is de Deern ehr Dummheit," wiederholte er, und er wunderte sich, wie die beiden Frauen miteinander auskommen würden. In seinem Wandbett träumte er dann, daß sie miteinander rauften, aber nicht mit Bratpfannen oder Fingernägeln, nein, mit den schwarzen und den blauen Augen, deren Blicke sie wie Messer miteinander kreuzten Auf einmal wurden die schwarzen Augen ein paar Brunnen und die blauen fielen hinein, und Jan selbst und ganz Stavenhagen. Da wachte er auf und fühlte, daß er noch sehr

schwindlig war von dem vorgestrigen Gelage und dem Grog, mit dem er sich gestern Mut zum Reden getrunken hatte. —

Am Sonntag waren Haus und Hof blitzblank. Jan sah es mit Genugtuung. Wenn man der Marinka einen gehörigen Knuff in die Rippen gab, leistete sie schon was; und sie wußte auch, wie er die Hemdkragen gestärkt und die Arbeitsblusen zugeschnitten haben wollte. Es war gut, daß sie bleiben wollte, immer bleiben. Eigentlich hatte er nie daran gezweifelt; sie war es dem Hof, auf dem sie aufgezogen worden war, geradezu schuldig. Wenn sie nur nicht solch wunderliche Einfälle gehabt hätte, wie sie einer richtigen Bauerntochter aus dem Moor niemals kamen! Alle Vagabunden und Landstreicher lockte sie herbei mit den mächtigen Brotschnitten, die sie ihnen in die Hände steckte. Die verwahrlostesten Kinder kamen von Klinkerberg stundenweit mit ihren Milchhäfen gelaufen, und die Marinka verzichtete lieber auf ihr eigenes Frühstück, als daß sie solch einen schlechten Hafen ungefüllt gelassen hätte. Phylax war fettgefüttert, wie kein Hund auf dem Moor. Und auf dem Tisch in der Stube prangten das ganze Jahr lang absonderliche Sträuße, nicht etwa ein Dutzend Georginen, Rosen, Astern, oder was sonst die Jahreszeit bot, zu einem glatten, abgerundeten Strauß nach Art eines Blumenkohlkopfes geordnet, nein, lauter Unkraut, wie es auf den Wiesen, an den Ackerrainen wild aufsproßte, der eine Stengel lang, der andre kurz, hochstrebende Gräser, rankende Winden, manchmal gar nur Beeren und gelbes Laub. Es war eben die Natur des Taternkindes, die immer wieder zum Durchbruch kam. Clüvers' Dora würde da Ordnung hineinbringen.

Jan steckte in seinem Kirchenrock und ging vom Haus in den Garten, vom Garten auf die Brücke und wieder zurück. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt, daß er kaum atmen konnte. „Das ist die Freude,“ sagte er sich. Es war aber so still im Haus, als läge eine Leiche darin, und er hub an, mit Marinka zu schelten, die im Winkel auf der Truhe reglos saß.

„Wo kiekst hüüt blot ut de Oogen? Siehst ut wie'n Uhl'. Gift dat denn gor nix mihr to dohn?"

Sie schüttelte den Kopf. „Gor nix mihr, Buur."

„Wat hest denn so stief un still dotausitten?"

„Ick bet' vör dien Glück, Buur."

„Dumm Tüg!" sagte er zornig. „Mien Glück is Clüvers' Dora, un do kümmt et."

Clüvers wurden eben auf der Brücke sichtbar; Dora voran in dem grünen Kleid, das sie auf der Hochzeit getragen hatte. Ihre scharfen Augen schienen ihr vorauszulaufen, so forschend ungeduldig war ihr Blick. Hinter ihr trotteten gemächlich die Eltern, der Bauer die lange Pfeife im Mund, die Bäuerin am Arm eine lederne Handtasche tragend, in der nichts war; aber sie hoffte, daß etwas hineinkommen würde. Clüvers trugen immer Taschen mit sich herum, um das Gute, das sich ihnen etwa bieten könnte, einzusacken. Schulmeisters Fritz behauptete, sie seien schon mit einer heimlichen Tasche in die Welt hineingeboren worden.

Dora schüttelte Jan die Hand und musterte Marinka, die in ihrem bescheidenen Sonntagsputz demütig neben der Tür stand. Vielleicht erwartete sie einen Gruß. Marinka rührte in der Tat die Lippen, aber die Stimme versagte ihr, es kam kein Laut darüber.

„Du künntst di ook dien Hoor orntlich inflechten, as sich dat hürt," bemerkte Dora. „Ick mag Struwelköpp nich lieden."

Dann trat sie über die Schwelle und erklärte, das Flett müsse neu „gemalen" werden; denn die bescheidene Tüncherei hinter der Feuerstätte war längst im Torfrauch untergegangen. Mit der Schafstreu war sie zufrieden, aber die Ketten, mit denen die Kühe angebunden waren, fand sie zu lang. Sie maß in der kleinen Stube den Platz für ihre Linnentruhe aus und fuhr wie ein Wirbelwind durch den Obstgarten. Endlich setzte sie sich doch, zu Jans Erleichterung, in die große Stube an den zum Mittagsbrot gedeckten Tisch. Aber sie sprang beständig wieder auf, riß Marinka die Schüsseln,

die sie hereintrug, aus der Hand, lief auf das Flett, stocherte in den glühenden Torfen, schwenkte die Pfannkuchen in der Pfanne, begutachtete die Butterstücke, betrachtete das Butterfaß, ordnete an und befahl. Der ganze stille Hof war erfüllt von ihrer hellen Stimme und ihrer rastlosen Geschäftigkeit. Sie könne nicht stillsitzen, versicherte sie. Die Arbeit, die zu tun sei, „sehe sie an".

Jan blickte verstohlen auf Marinka. Sie war merkwürdig grau unter ihrer gelben Haut. Sogar ihre Lippen hatten einen weißlichen Schimmer. „Se möt sich ierst torechtfinnen, akkurat so wie ick," dachte Jan. „Nee, wat vör'n Ding, wenn so'n richtige Huusfru kummandeert! Eene, die 't versteiht."

Ihm schien's, als sei seiner Lebtag auf seinem Hof noch keine Sache recht getan worden.

Aber dann erwachte seine zähe Bauernschlauheit. Die Mitgift wurde verhandelt. Dora war zartfühlend aufgesprungen und fortgelaufen. Jan hörte sie draußen mit Marinka schmälen. Er vergaß dann die beiden Frauen, denn in seinen Kopf gingen nicht viele Dinge nebeneinander, und, wenn er ein Geschäft abschloß, sah er nichts als seinen Vorteil. Er marktete also eigensinnig um den Pfennig an Geld und den Aufwischlumpen der Aussteuer. Vater Clüvers wurde ganz aufgebracht und sagte ihm geradezu, für einen jungen Burschen nähme er es wirklich zu genau. Ob er es denn für gar nichts rechne, das Mädchen zur Frau zu bekommen, in das er verliebt sei? Worauf Jan gelassen erwiderte, die Liebe sei eine Sache zwischen ihm und seiner Frau, mit den Eltern hätte er nur den Geldpunkt zu verhandeln.

Endlich wurden sie doch einig. Dora kam wieder herein, sie stießen an auf künftiges Glück und alle wurden sehr vergnügt und sehr laut. Dann gingen Clüvers fort, nicht ohne daß Frau Clüvers ihre Handtasche mit den besten Gravensteinern aus Jans Garten gefüllt hätte.

Mit einem Schlag sank der Hof zurück in seine Stille

und sein Schweigen. Der Abend war unter dem langen Feilschen herangekommen. Zwischen schmalen, schwarzen Wolkenstreifen hervor warf die matte Herbstsonne einen gelben Strahl falschen Lichts schräg auf das schwarze Moor. Die zitternden Birkenblätter glänzten drin wie geschmiedetes Gold, und die Zweige der Tannen erschienen noch schwärzer. Jan stand vor der Tür und sah den Abziehenden nach, wie sie über die Brücke seines Gehöfts schritten, stolz auf den Sieg seiner Zähigkeit und Schlauheit, die zweitausend Taler und eine Kuh als Mitgift von dem knauserigen Bauer erpreßt hatten, stolz und zufrieden, genau so, wie wenn er seine Törfe einer unerfahrenen Hausfrau zwei Pfennig über den Marktpreis aufgehängt hatte, gerade so stolz und zufrieden, und weiter nichts. Und er dachte, daß es schon etwas Besonderes sei, daß er sich so gar nichts aus den Dirnen machte, denen die andern Burschen aus dem Moor doch wacker nachstiegen. Er stellte sich's vor, wie er Dora als seine Frau über diese Schwelle führen würde, und sein Herz schlug um nichts schneller. „Ganz besunders!" —

Die plötzliche Stille lastete auf ihm. Er hätte gern jemand seine Gedanken mitgeteilt. Unwillkürlich sah er sich nach Marinka um. „Du, Marinka! Ick segg —"

Aber Marinka war nicht da, nicht auf dem Flett, nicht in der Stube, nicht im Garten. Unaufgewaschen standen die Schüsseln vom Mittag um die Feuerstätte. Das war nicht Marinkas Art. Er ging zum Backofen, fand sie nicht, und kehrte in das Haus zurück. Wunderbar tot und leer schien es ihm ohne sie, ein Schneckenhaus ohne Schnecke. Gleichwohl war sonst alles unverändert. Die Kühe lagen ruhig wiederkäuend, die Pferde schliefen mit gesenkten Köpfen, die letzten Hühner hüpften in ihren Stall. Ihn fröstelte plötzlich, ihm war nicht gut.

„So'n verdammte Plapperie makt 'n Minschen ganz wunnerlich!"

Er nahm einen Schluck Schnaps, ihm wurde nicht besser.

Er trat vor die Tür, er legte die Hand über die Augen und spähte über die Heide. „Marinka! Ma—rin—ka!"

Ein Winseln machte ihn umschauen. Phylax zerrte heulend an seinem Strick. Warum war der Hund angebunden? Marinka band ihn sonst niemals an. Jan ging zur Hundehütte, nicht ganz so bedächtig wie er pflegte, und versuchte den Knoten im Halsband zu lösen, aber der Bindfaden verschlang sich immer wieder. Ungeduldig und unruhig schauten unterdessen die klugen Augen des Rattenfängers zwischen den überhängenden Haarzotteln hindurch ihn an. Der Hund und sein Herr verstanden einander. Endlich gab die Verschlingung nach, Jan hatte sie durchschnitten. „Such Phylax, such!"

Die Nase auf dem Boden, rannte der Hund quer über den Sturzacker, quer über das Brachland, mitten durch niederes Birkengestrüpp und hohes Heidekraut, auf dem kürzesten Weg dem wilden Moore zu, dem neuesten Torfstich. Jan folgte, und der Atem war ihm ungewöhnlich knapp, während er mit weiten Schritten über den schwarzen Boden stieg, der unter seiner Last wie eine Springfedermatratze sich hob und senkte. Braune Berge trocknender Törfe benahmen ihm anfangs die Aussicht auf den Tümpel, in dem er im Frühjahr bis zum Hals im Wasser stehend gearbeitet hatte. Jetzt blinkte im letzten Sonnenstrahl die Wasserfläche auf. Kein öderes Bild denkbar, als dieser träge, bleierne Spiegel im Kranz der braunen Torfhaufen unter dem niederen Oktoberhimmel mit seinem falschen, schrägen Sonnenstrahl. In diesem Sonnenstrahl sah er Marinka am Rand der Kuhle knieen, weit, weit vornübergebeugt über das Wasser. Ihr wirres Zigeunerhaar berührte, gelöst herabfallend, fast den Spiegel. — Jan meinte, daß er nie zuvor den Abendtau so kalt empfunden habe. Es war, als fiele er ihm gerade aufs Herz.

In diesem Augenblick schob mit einem Freudengeheul der Hund seinen zottigen Kopf der Dirne ins Gesicht. Sie

fuhr empor. Sie starrte mit stumpfem Blick um sich, mit Augen, die nicht sahen; gleichsam, als taste sie sich mit Mühe zurück aus einer fernen, fremden Welt.

Jan aber stand wie angewurzelt. In der Sekunde, da er sie am Rand des Wassers erblickte, auf dem Goldgrund des sonnbestrahlten Birkengestrüpps, war ihm klar geworden, warum die Dirnen auf dem Moor ihm waren „eine wie die andre".

Marinka hatte sich inzwischen langsam aufgerichtet, ganz ruhig, müde fast. Mechanisch strich sie sich das Haar aus der Stirn und schlang den Knoten neu; recht fest, die künftige Bäuerin hatte ja seine Üppigkeit gescholten.

Jan kam um den Rand der Pfütze. „Marinka, ick segg," seine Stimme klang rauh, „wat dohst hier?"

„Use grise Aant hett sich verloopen," murmelte sie, die Augen niederschlagend. „Ick dacht mi —"

„Use grise Aant kann swimmen, du nich," sagte Jan. „Kumm to Huus!"

Sie folgte ohne Widerstand. Der Paroxysmus ihrer Verzweiflung war vorüber. Sie nahm das Leben wieder an, wie es war, und ertrug's. Schweigend ging Jan neben ihr hin, er brauchte Zeit, sich zu besinnen. Auch sie schwieg. Und die Sonne erlosch langsam in dem violetten Dunst, der aus dem Moor aufstieg. Die letzten Raben zogen mit schwerem Flügelschlag über die Wildnis zu ihren Schlafstätten. Die Nacht war da.

In der Haustüre sagte Jan und sah geradeaus: „De Hochtied is up heilig Avend fastsett't."

Marinka nickte. „Up heilig Avend."

„Ick harr da giern noch en beten met töwt," versicherte Jan. „Aber Clüvers' Dora is bannig fix, ook mit Hochtied maken. Tweedusend Dahler kriegt se mit."

„Tweedusend Dahler is veel Geld."

Marinka blies die verglimmende Glut auf der Feuerstätte an, hing den gefüllten Wasserkessel darüber und be-

reitete sich, die gebrauchten Schüsseln aufzuwaschen. Das Öllämpchen, das vom Pferdekopf des schwarzen Rauchfangs herunterhing, goß sein mattes Licht über die tief umschatteten Augen des Mädchens und seinen blassen Mund. Stille lagerte über dem Haus, Einsamkeit, eine Abgeschiedenheit, als sei die Welt hinter diesen Mauern zu Ende und es blieben nur die beiden Menschen allein in Nacht und Moor.

Jan faßte die rührige Hand des Mädchens.

„Marinka!"

Sie regte sich nicht. Sie zitterte.

„Marinka!"

Da schlug sie die Augen zu ihm auf, in Wahrheit zwei Brunnen, in denen ihm Braut und Hochzeit, Vergangenheit und Zukunft und der ganze Jan versanken. Er fühlte eine Glut ihm die Wangen versengen, die nicht der Widerschein des glimmenden Torfes war. Er preßte schmerzhaft die Hand, die er hielt. Marinka rührte sich noch immer nicht. Da packte ihn gewaltsam, übermächtig, die große Versuchung seines Lebens, ein tolles Verlangen, die lockere Haarflut da vor ihm zu ergreifen, die Hände hinein zu vergraben, die Lippen; die zitternde, weiche Gestalt, die keinen Knochen und keine Ecke zu haben schien, in seine Arme zu fassen, zu zerdrücken. Einen Augenblick stand er reglos vor der Reglosen, die Augen auf sie geheftet, mit hastig atmender Brust. Es war nicht sein Gewissen, was ihn zurückhielt, nicht der Gedanke an Braut und Hochzeit. Die Wildnis hat ihre eigene Moral: Heiraten tat man für Haus und Hof, für die Gemeinde und die Leibeserben. Was ihn da ergriff, war ein Ding, das nur Jan anging, war Jans eigenstes Glück. Er würde sich's nehmen, ohne Zögern und ohne Reue. Aber etwas lähmte ihm den Willen. Als nüchterner Sohn einer nüchternen Rasse sah er die Dinge, wie sie waren; er konnte sie nicht anders sehen, seine Phantasie spielte ihm keinen Streich. Und neben der bedingungslosen Hingabe schimmerte in der schwarzen Tiefe der zwei Brunnen eine stumpfe Ent-

schlossenheit, ein ruhiger Eigensinn. Das Taternkind hatte nie hartnäckig am Leben gehangen, Torflöcher gab es genug in der Runde, und er fühlte klar: auch sein Leben würde verdorben sein, wenn man eines Tages diese aus einem solchen Loche zöge. Nicht sein Besitz, nicht die reiche Heirat konnte ihn fürder freuen, nicht Arbeit noch Vergnügen. Er mußte zum Lumpen werden, wenn das geschah.

Er stieß jäh die Hand zurück, die er noch immer in der seinen quetschte und sagte kurz: „Haal mi mien Stäweln, Deern, ick gah na Quelkhorn.“ —

In Quelkhorn hielt der Wirt eine Hinterstube, in der die reichen Bauernsöhne des Moors Skat spielten, Skat mit der Pinke, zu zehn Pfennig der Point.

Als Jan am nächsten Morgen über den federnden Moorgrund nach Stavenhagen zurückstampfte, war er die ersparten achtzig Mark los, die er für das Hochzeitsfest bestimmt hatte.

Marinka stand auf der Diele, tiefe Schatten um die Augen, und butterte.

„Lat sien,“ schrie er ihr zu. „Wie möt vundage Törf' karren.“

Verwundert schlug sie die schweren Lider auf.

„De Törf' sünd noch nich dröge, Buur.“

„Aber wi brukt Geld. Hüüt abend fohr ick na Bremen.“

Sie schrie auf. „Gah nich na Bremen.“

„Worüm denn nich?“

„Vorstehers Hermann is in Bremen!“

„Snack,“ sagte Jan ärgerlich. „Doh, wat ick di segg.“

Marinka räumte das Butterfaß beiseite und nahm die Schiebkarre. Jan half ihr die Schienen über den weichen Moorgrund legen. Und dann lud sie die Törfe auf und schob sie den schmalen Schienenweg entlang zum Schuppen über dem Wasser, in dem Jans Torfschiffe lagen, und Jan staute sie in den plumpen Kahn und flickte das Segel und füllte die sargähnliche Schlafkoje vorn an der Spitze mit

einer frischen Strohschütte. Dann buk Marinka die Buchweizenpfannkuchen, füllte den Bierkrug und trug Brot und Butter in den Kahn. Aber da Jan nun in die Stube ging, um seine Mütze zu holen, vertrat sie ihm den Weg mit gerungenen Händen.

„Gah nich hüüt, Buur! Nich hüüt; blot hüüt avend nich! — Doh mi dat toleiw! Töw, bet he torügg is', töw een eenzigsten Dag!"

Jan sah fest in die bittend auf ihn gerichteten Augen. Er dachte an gestern. Schon wieder kroch der Abend über das tief herabreichende Strohdach herauf; aus den Wiesen stiegen die Nebel und schoben sich um die Türen und Fenster des einsamen Hauses, ein gefälliger Vorhang, der es abschied von der übrigen Welt.

„Du büst dumm," sagte er ruhig und ging mit weiten Schritten zu seinem Boot.

Sie sah dem schwerfälligen Fahrzeug nach, wie es aus dem Schuppen glitt, den langen, schnurgeraden Kanal entlang, sah ihm nach bis sein Bord und die Umrisse des Mannes in den weißwogenden Nebelwellen verschwanden, stand müßig vor der Tür, in den Nebel starrend, in dem ihr Herz noch sah, was ihren Augen entschwunden war. Ganz leise regten sich ihre Lippen zu der uralten, ewig unbeantworteten Frage gequälter Menschen: Warum bin ich geboren? —

Und der Mann im Boot fuhr hin in den Nebel, der wie ein weißes Tuch ihn einhüllte, in die niedersinkende Nacht, hielt sein Schiff in der Mitte des Kanals, und war nicht froh. Die verlorenen achtzig Mark verdrossen ihn, der Nebel, die Nacht, der nasse Torf, der sein Boot tief einsinken ließ in die gelbbraune Flut. Es verdroß ihn auch, daß Clüvers' Dora die Bauerntochter war und Marinka die Magd. —

Fern im Osten dämmerte ein rötlicher Schein herauf. Die müde Oktobersonne blinzelte aus tief herabhängenden

Wolken. Marinka stieß die Türflügel auf. Es war ihr, als habe sie Blei in den Gliedern, als lägen auf ihren Schultern Säcke voll Torf. Sie beeilte sich nicht. Gleichgültig ließ sie die Hühner an sich vorüber ins Moor hinaustrippeln, um sich ihr Futter zu suchen. Ihr war, als hätte sie auf der Welt nichts mehr zu tun. Da schrak sie zusammen. Die Ahnung des Unglücks, die über ihr schwebte, verdichtete sich zur Gewißheit. Ein verstörtes Gesicht schaute jäh um die Hausecke, blaue Augen, zu Blicken der Sanftmut und Liebe geschaffen, aber entstellt von Zorn und Haß. Der Morgenwind hatte dem Burschen den Hut weggeweht und sein Flachshaar zu Berg getrieben.

Mit einem Aufschrei wollte Marinka die Tür zuschlagen. Vorstehers Hermann kam ihr zuvor, er stemmte den Fuß gegen den Flügel.

„Wo is Jan?"

„Nich to Huus."

„Dat lögst!"

Marinka, die sich gefaßt hatte, trat zurück und ließ ihn Umschau halten in dem Raum.

Da er seinen Feind nicht entdeckte, trat Vorstehers Hermann drohend vor das Mädchen.

„Wo is he?"

Marinka sah ruhig in die Augen des Zornigen. „Ick weet nich, wo he is."

Hermann lachte. „So — so. Denn weetst ook woll nich, ob he Verspruch hollen hett? Un mit wekke Deern?"

„Lat di bedüden, Hermann," begann Marinka.

Er unterbrach. „Is't wohr, wat se mi in Bremen vertellt hebben? Dit een' segg mi! Is't w o h r? — Nee, segg nix mihr. Ick weet nu all, un Dunderslag! Ick bün de Kierl nich, de sich de Brut vör de Näs' wegsnappen läßt."

Er wandte sich. Marinka hielt ihn am Wams fest.

„Jan kann da nix vör, Hermann. Jan weet jo vun gor nix vun. Dat mötst mit Clüvers' Dora utmaken."

„Jo woll,“ sagte Hermann und drückte entschlossen seine Mütze auf das windverwehte Haar, „ierst mit e h r un denn mit e m. Stavenhagen schall vundage wat Niges hürn.“

Er rannte davon. Marinka rückte den Korb mit Äpfeln, die sie vor zwei Tagen gebrochen hatte, neben die Feuerstätte und begann die Äpfel zu schälen und zu zerschneiden; denn es war die Zeit des Schnitzeltrocknens für den Winter.

„Clüvers' Dora ward em tofredensprełen,“ sagte sie sich. Dann stockte das Messer in ihrer Hand. „Ward se dat ook können?“ Einen Augenblick durchzuckte sie eine wilde Hoffnung: Hermann war ein ansehnlicher Mensch, ansehnlicher als Jan; vielleicht eroberte er sich die treulose Braut zurück. Aber die Freude sank sogleich. Nie würde das geschehen, denn Hermann war der zweite Sohn und erbte keinen Hof. Auch zufriedensprechen würde Dora ihn nicht. Die hatte noch keinen Menschen zufriedengesprochen. Die konnte nur aufstacheln, schüren.

Marinka warf die halbfertigen Äpfel in den Korb, mitten unter die ungeschälten, und das Messer auf den Fußboden, und lief aus dem Haus.

Die lange Dorfstraße war ihr nie so lang erschienen. Am Backofen traf sie Dora, die eben das Blech mit den schön ausgebreiteten Äpfelschnitzen in die Glut schob. Die Tannenzweige neben ihr schlugen hinter Hermann zusammen.

Marinka hatte kaum Atem zu sprechen. Sie hielt sich am nächsten Baum. „Dora,“ stieß sie hervor und — „Hermann“ —

„'n Morgen,“ sagte Dora scharf. „Büst du dat, Marinka? Wo fühst ut? Ick hebb di all seggt, ick mag Pudelköpp nich lieben.“

Ihr eigener Scheitel war spiegelglatt, aber auf ihren Backenknochen brannten zwei rote Flecke. Die Auseinandersetzung mit ihrem gewesenen Liebsten hatte sie in übelster Laune zurückgelassen.

Marinka rang noch nach Luft. Sie deutete auf die Tannen, hinter denen Hermann verschwunden war.

„He ward em en Leed andohn! — O Dora! — Dora!"

„Wat deklameerst da?" fragte Dora und klapperte mit ihren Blechen. „En Leed andohn? Wer? — Wem?"

„Loop em na! Holl em torügg, Dora! Holl em torügg! He bringt Jan um! — O, Dora —"

„So?" sagte Dora und drehte sich langsam zu der Bittenden herum. „Un wat geiht di dat an? Wat geiht Jan di an? Dat schient mi jo en ganz kuriosen Ding. Wenn ick, sien Brut, mi keen Gedanken make, denn bruken dat annere Lüe woll ook nich. Ick müßt' sonst ganz wat Wunnerliches denken — un dat wär' nich god vör di — un vör Jan ook nich."

Marinka flehte dazwischen: „O, Dora, lat em nich vermoord't warden! Ick meen', du hest em doch ook leiw. Jan is na Bremen maket. Wenn de anner em upluuren deiht!"

„Wat kann ick dorbi dohn," redete Dora zornig dagegen. „Dat möten de Mannslüe ünner sick utmaken! Vör mi würd' sick dat nich schicken, dat ick 'nem Mannsbild naloopen doh! — Nee, Gott sei Dank, ick weet, wat ick mi schüllig bin, un ick seih et nich giern, wenn annere Deerns dat vergeeten."

Marinka sah sie an, suchte nach Worten, aber fand keines mehr unter dem harten Strahl dieser überklugen Augen. Und plötzlich stürzte sie fort. Sie wollte Hermann einholen, sie wollte Jan warnen. Was sich für die Bauerntochter nicht schickte, für sie war's gut genug.

Sie lief zum Haus des Vorstehers. Er selbst stand vor der Tür, ein alter Mann, im Schmuck seiner weißen Haare, mild durch Jahre und Erfahrungen wie ausgegorener Wein. Er hatte immer ein warmes Herz für das Taternkind gehabt, das Classens in die Gemeinde gebracht hatten.

„Süh, süh, lütt Marinka! Un so in der Fahrt! Wat schall et sien?"

„Is — is Hermann to Huus?“ murmelte Marinka, nach Atem ringend.

Der Alte zog die weißen Brauen in die Höhe. Ein unangenehmer Verdacht durchschoß ihn. Hermann war ein lockerer Vogel und den Dirnen nur zu gut. Aber ein Blick in die Augen des Mädchens beruhigte ihn. Was die auch mit seinem Sohn haben mochte, Liebeshändel waren es sicher nicht.

„Dissen Oogenblick geiht he ut de Döör. Schall ick em wat utrichten?“

„Wohen — wohen geiht he?“

„Kann't nich seggen,“ antwortete der Alte und zwinkerte schelmisch mit den Augen. „En Sack hett he medenahmen. Mag sien, dat em dor en Has' rinspringen deiht.“ Er wußte, daß sein Sohn, wie fast alle Bauernburschen des Moors, irgendwo im Bruch seine gute Büchse versteckt hatte und fröhlich damit wildern ging. Er ließ geschehen, was er nicht hindern konnte, ohne sich den Genuß der Hasen, die Hermann ihm „aus Bremen mitbrachte“, durch Gewissensbisse verkümmern zu lassen.

Aber die Dirne stieß einen Schrei aus auf diese harmlose Auskunft. — „Na Bremen to geiht he, Vorsteher! Un nich 'nem Hasen gilt dat! — Dat gilt 'nem Minschen! —“

„Nee,“ sagte der Vorsteher, — „nee doch, Marinka!“

Marinka war schon fort, quer über seine Roggenkoppel sah der Greis sie hinrennen in das wilde Moor.

„Dit is doch besunders,“ dachte er befremdet. Ihm fiel ein: wunderlich hatte Hermann sich heute morgen gebärdet. Und da war die Verlobung von Jan Classen mit Clüvers' Dora. Schön hatte das Mädchen an seinem Jungen nicht gehandelt. Hermann war ein Hitzkopf. Wenn er dem glücklichen Nebenbuhler im einsamen Moor begegnete — auflauerte! Der alte Mann fühlte sein ruhig gewordenes Herz ein paar Sekunden lang heftig schlagen. Sollte sein Zweiter, der ihm schon so viele Unruhe und Sorgen gemacht

hatte, ihm dies Äußerste antun, zum Mörder werden? — Aber dann schüttelte er beruhigt den Kopf.

„Nee, dit nich. Dit liggt nich in em. Licht un upbrusend, dat is he — aber nich tück'sch; tück'sch nich! — Ick wull doch, he wör ierst wedder to Huus." —

Marinka rannte inzwischen durch das Moor, über fluchbeladenes Brandland, das, nachdem es seine einzige Buchweizenernte in der Moorasche gereift hatte, elf Jahre lang kein Grashälmchen trieb, durch Heidekraut und Birkengestrüpp, durch braune Wasserlachen von Moosplagge zu Moosplagge springend, die schwankend ihr Gewicht trugen, während das Wasser unter ihren Holzpantinen aufspritzte; über die schmalen Abzugsgräben rechts und links. In einem dieser Gräben verlor sie ihren einen Schuh. Sie nahm sich nicht die Zeit, ihn herauszufischen. Sie stürzte vorwärts. Sie hoffte, Hermann zu finden, Jan zu warnen.

Sie lief den schnurgeraden Kanal entlang, die Kolonieen an seinem Ufer in weitem Bogen umjagend. Langenbeek, St. Jürgen, flogen vorüber. Sie spähte durch das Birkengestrüpp rechts, das Birkengestrüpp links, den wilden Busch, der endlich auf den abgebrannten Flächen aufgesproßt war, nach einem, der sich drin verbarg. Mit der vorgehaltenen Hand die Augen vor der Sonne schützend, suchte sie über das flache Land weg das Segel des heimkehrenden Schiffes, irgend eines Schiffes, das Hilfe brächte. Aber es war zu früh in der Jahreszeit, die Torfbauern fuhren noch nicht nach Bremen. Kein Schiff erschien, keine Hilfe.

Der Mittag kam heran, die Zunge klebte ihr am Gaumen. Sie wollte nicht rasten. Mit zerfetztem Rocksaum, mit blutiger Sohle rannte sie dürstend weiter durch blinkende Sümpfe, von deren bitterem, faulem Wasser sie nicht einen einzigen Tropfen trinken durfte. Dann und wann brach sie in die Kniee, atemlos, kraftlos; aber sie raffte sich sogleich wieder auf. Ein Gedanke brannte in ihrem schwindeligen Hirn, ein einziger, der peitschte sie vorwärts: „He is mi

vorut, ümmer vorut. Haal ick em nich in, eh dat he Jan funden hett, so hebb ick verspeelt.“ —

Der Kanal mündete hier in die Lesum, deren weit ausholende Krümmungen zu regulieren das Vermögen der Moorbauern noch nicht ausgereicht hatte. Wie Gott am Schöpfungsmorgen aus seiner großen Gießkanne das Flüßchen hingegossen hatte, so floß es noch heute in eleganten Schnörkeln durch eine Wildnis, wie sie am Schöpfungsmorgen schwerlich einsamer und trostloser sich ausgebreitet haben mochte. Hier hatte die Arbeit unermüdlicher Menschenhände noch nicht eingesetzt. Jungfräulich unberührt dehnte das schwarze Moor sich nach Ost und West, Nord und Süd. Die braungewordene Blüte der Erika überzog es, wie ein stumpfer Wollteppich, soweit das Auge reichte. Weißes Flockengras zitterte im Wind über grün schimmernden Wasserlinsen. Kaum unterbrachen schreiend gelbes Birkengestrüpp oder schwarze Wacholderbüsche dann und wann die Eintönigkeit der Fläche, auf der das Volk der Sumpfvögel nistete, direkte Abkömmlinge der Paare, die es zu Noahs Zeit bewohnten, Kiebitze und Rohrdommeln, Strandläufer, Eisvögel, Enten. Mit lautem Gekreisch stoben sie in hellen Wolken vor den Füßen der Eiligen auf. Und kein Haus weit und breit, außer hie und da die zerfallende Bretterhütte eines Fährmanns, und kein Wald, keine Wiese, kein Hof, kein Fleckchen Kulturboden, so groß, daß zwei Hände ihn bedecken konnten; Öde, Unfruchtbarkeit überall, des Bösen eigenstes Reich: das Teufelsmoor.

Über dem braunen Heidekraut fern, fern, sank die Sonne in violettem Nebel; kreischend suchten die Wasservögel ihre Schlummerstätten, nur vereinzelte Raben zogen noch durch die Luft, mit scharfem Auge nach verendetem Wild herabspähend, um es eilends mit ihren scharfen Schnäbeln wegzuräumen, sie, die unbezahlte und bislang unübertroffene Gesundheitspolizei der Wildnis. Die Nacht war da. Kein Segel tauchte auf, keine Spur von dem lauernden Feind.

Marinka brach am Flußufer zu Boden. Sie konnte

nicht mehr. Das kam ganz plötzlich. Ihre Glieder gehorchten ihr ferner nicht. Die Angst ihres Herzens vermochte nicht mehr sie aufzupeitschen aus der Bewegungslosigkeit gänzlicher Erschöpfung. Die Nebel vor ihren Augen wurden purpurne Fahnen; sie sah nicht mehr. Nur ihr Ohr war lebendig, horchte hinaus in die Nacht nach dem Plätschern eines Ruders, nach dem scharfen Knall einer Büchse, und vermochte kaum zu hören vor dem wilden Klopfen des Herzens in ihrer keuchenden Brust. Sonst war's still, totenstill, keine Grille zirpte, kein Frosch quakte. Nur ihr Wimmern drang durch das Schweigen, durch das Dunkel, schwach und ruhelos: „Jan! — Jan! — Wohr' di, Jan!“ —

Jan hatte unterdessen seine nassen Törfe an eine voreilige und unerfahrene Hausfrau losgeschlagen. Seinen alten Kunden wagte er wohlweislich nicht, sie anzubieten. Aber statt, wie er sonst pflegte, die Freuden der Stadt zu genießen und in seinem Schiffssarg die Nacht zu schlafen, war er schon um Mittag nach der Heimat aufgebrochen. Er redete sich ein, er tue es, weil am noch leeren Torfhafen doch nichts los und bei Bumeester, dem Wirt, kein Verkehr sei. Aber es war etwas andres. Wie es ihn aus seinem Haus getrieben hatte mit übermächtiger Gewalt, so zog's ihn zurück; er konnte nicht widerstehen. Er drehte sein Segel in den Wind und fuhr den Kanal hinauf in die Lesum. Er wußte, es würde ein hartes Stück Arbeit werden. Über die Überzüge und Stauklappen wegzukommen, forderte eines starken Mannes ganze Kraft. Die Torfbauern pflegten darum in Gruppen einer hinter dem andern herzuziehen. Er hatte keine Gefährten, keine Gehilfen; die mondlose Herbstnacht erschwerte jeden Handgriff. Er war dennoch gegangen. Er zog sein schweres Boot über den ersten Überzug, mit zusammengebissenen Zähnen, mit einer fast wilden Entschlossenheit. Ach, wenn sich so durch Muskelkraft hätte aus dem Weg schieben lassen, was ihn moralisch einengte! —

Als der Wind einschlief, reffte er sein Segel, legte sein

Schiff an das Tau, ging auf dem Leinpfad, den ungefügen Frachtkahn stromauf zerrend, und freute sich, während ihm die Tropfen trotz des Abendnebels über die Stirn rieselten, daß er etwas in Händen hatte zum Reißen, zum Zwingen, und nicht zu denken brauchte, nicht zu empfinden, die Pein nicht zu empfinden brauchte, die dumpfe, unerträgliche Glut, die seit zwei Tagen in ihm brannte.

Die Dämmerung war fast in Dunkelheit übergegangen, da rief eine Stimme ihn an.

„Jan! — Jan Classen! Holl up!"

Gegen den letzten hellen Schein des Westhimmels erkannte Jan den Umriß einer Männergestalt, den schwarzen Umriß eines auf ihn gerichteten Büchsenlaufs. Sogleich fuhr er mit der rechten Hand in die Hosentasche und klappte heimlich sein Messer auf. Er fühlte keine Angst, keine Verwunderung, nur Zorn. Kam der ihm wirklich in den Weg? Gut; er kam ihm recht. Die elektrische Spannung in ihm verlangte Entladung. Einer von ihnen mochte im wilden Moor bleiben.

„Jan Classen," sagte der andre derweil heiser, „ick hebb di 'n paar Wört' to vertellen."

„Dat harrst in Stavenhagen näger hadd, Hermann Polder," entgegnete Jan.

„Du hest mi mien Brut 'stohlen, Jan Classen!" —

„Nee," versicherte Jan mit aufreizender Ruhe, „Deerns stibitzen is nich Bruk hier to Lande. De frijt, wo se't vör god finn't. Aber wenn du mi wat wuttst, Hermann Polder — denn komm man an."

Es war nicht Jans Art herauszugeben, was er hielt. Die reiche Braut würde er sicher festhalten. Er schlang die Leine des Bootes um einen Erlenstumpf, der am Ufer aufragte, und schwenkte seine freien Arme in der Luft.

Wie ein Stier auf einen roten Lappen, stürzte Hermann sich auf den Nebenbuhler. Der fing ihn mit kräftigen Fäusten auf. Sie rangen, eifrig, ernsthaft in der Öde, fern von den Wohnungen der Menschen, in Nacht und

Moor. Stumm rangen sie auf Tod und Leben, und jeder wußte, daß es das Leben galt. Lange schwankte der Kampf unentschieden. Jan war stark wie ein Elefant, Hermann war geschmeidig, und von den Soldaten her im Ringkampf geübt. Schon neigte der Sieg sich Jan zu, da glitt er auf dem trügerischen Moorboden aus und stürzte, Hermann kniete auf ihm, drückte ihm die Kehle zusammen. In dieser höchsten Not zog Jan sein Messer hervor, aber Hermann hatte den Griff erraten. Ehe er zustechen konnte, entwand er es ihm, knirschend, schäumend über die versuchte Hinterlist.

„Hund! — Dit was dien letztes Stück!"

Jan war überzeugt, daß es sein Letztes sei. Er erwartete den tödlichen Streich gleichmütig, wie er Unabänderliches zu erwarten pflegte. Er rührte sich nicht, er bat nicht um Schonung. Wer unterlag, hatte verspielt. Sie balgten sich da nicht zum Spaß. Aber Hermann, die Hand zum Stoß erhoben, zögerte. Während er über dem Regungslosen lag, schoß wie ein Blitz seine ganze Liebesgeschichte ihm durch den Kopf, seine tolle Liebe, die ihn zu so vielen Unbesonnenheiten getrieben hatte, die ihn jetzt zum Mörder machte. Er sah Dora vor sich, wie er sie an diesem Morgen gesehen hatte, höhnisch, schnippisch im Gefühl ihrer Schuld gegen ihn. Und ein Ekel packte ihn plötzlich. Um dieser willen sollte er dem Wehrlosen das Messer in den Leib rennen, landesflüchtig die Welt durchirren, ein Erbe Kains? Ja, im Kampf hätte er seinen Gegner mit seinen Fäusten erdrosselt, zerrissen. Von dem am Boden Liegenden hielt ihn ein unbezwinglicher Widerwille zurück. Sein Vater kannte wohl des Sohnes Art. Er war nicht tückisch, nicht hinterlistig. Er schleuderte das Messer weit über seinen Kopf in den Fluß.

„Gah un frije ehr," sagte er in verwandeltem Ton. „Mienen Segen hest. Se hett mi tom Narren hollen; se ward di tom Narren maken. Worüm schall ick di dorvör bewohren? — Gah un frije ehr. Ick mag ehr nich mihr. Ick schenk' se di. Da!" —

Seine Hände lockerten ihren Griff. Er sprang auf, und ehe Jan, gedemütigt durch seine Niederlage, verwirrt, betäubt durch den raschen Übergang vom sicher erwarteten Tode zum Leben, sich besinnen konnte, waren Dunkelheit und Nebel, die auf dem Moor webten und brauten, hinter Hermann Polder zusammengeschlagen.

Langsam richtete Jan sich auf, schüttelte die vom Ringen schmerzenden Glieder. Ein verteufeltes Gefühl, so plötzlich vom Tode zum Leben zurückzukehren, ein Schock bis ins Mark der Knochen. Wirklich, es hatte nur in Hermanns Belieben gelegen, ein Ende mit ihm zu machen. Auch hatte Jan, der nicht sentimental und nicht sanguinisch war, in aller Eile mit dem Leben abgeschlossen. Nun faßte er's wieder mit vollen Händen, uneingeschränkt, mit allem darin, auf das er Wert legte, mit Braut und Brautschatz.

Er schüttelte sich, trollte zum Kahn zurück und löste das Tau vom Erlenstumpf. Er wollte aufatmen, aber es lag ihm etwas auf der Brust, das ihn daran hinderte. Er hatte nicht glorreich in diesem Kampf bestanden. Wenn seine Begriffe von Ehre auch nicht die eines spanischen Hidalgos waren, die Rolle, die er gespielt hatte, demütigte ihn. Er trug sie ein wenig derjenigen nach, um derentwillen sie ihm aufgedrungen wurde. Und dann — was hatte sein Gegner ihm zugerufen, als er ihm auf der Brust kniete? Langsam lösten die Worte sich ihm aus dem Dunkel, der Stille ringsum, aus der Verwirrung seines Hirns. „Ick schenk' se di! Da!" —

Gewohnt gegen eine widerspenstige Natur um den Pfennig zu ringen, war Jan äußerst mißtrauisch gegen Dinge, die ihm ohne Entgelt geboten wurden. Und nun schenkte sein Nebenbuhler, sein Todfeind, ihm die Braut! Im Augenblick des Sieges verschenkte er den Kampfpreis. Ei, so galt der wohl nicht viel? Jan, der vor einer halben Stunde bereit gewesen war, den Besitz der reichen vornehmen Braut mit seinem Leben zu verteidigen, fing an, ihren Wert

zu bekritteln, sobald sie ihm geschenkt worden war samt seinem verfallenen Leben.

Er war ins Boot gestiegen, er ruderte jetzt, und dabei versuchte er, sich Doras Bild zu vergegenwärtigen. Ein einziger Gedanke bohrte ihm im Hirn: „Worüm deiht he ehr wegschenken?“ — Dunkel ringsum, Nacht und Stille; durch schwarze Wolken blinzelnd einige Sterne. Das Wasser plätscherte unter dem Kiel, das Steuerruder kreischte und quiekte in seinen Angeln. Vor Jans innerem Auge hastete Dora ruhelos hin und her, hin und her. Das Kreischen des Steuers ward ihm zu ihrer Stimme, die schalt und knarrte und verstummte nimmer. Da plötzlich traf ein andrer Laut sein Ohr, ein Stöhnen, Wimmern. Kalt überlief's ihn. In dem Aufgeregten wachten die Gespenstergeschichten seiner Kinderstube auf. Nicht umsonst hieß dieser Fleck das Teufelsmoor. Ruhelose Geister sollten hier umgehen. Und nun rang sein Name sich durch das Klagen und Ächzen.

„Jan — Jan! Wohr di! Wohr di, Jan!“

Jan zog mit einem Ruck das Ruder ein.

„Is da een?“

„Jan,“ stöhnte es am Ufer. „Jan! Wohr di.“

Aber Jan hatte die Stimme erkannt, trotz ihrer Schwäche, trotz des Grausens, das ihm die Glieder schüttelte. Im Augenblick hatte er den Kahn beigedreht und sprang ans Ufer.

„Marinka! Deern! — In Gottes Namen! Büst du dat? Wo kümmst hierher?“

Er sucht, er tastet im Heidekraut. Seine Hände greifen ihre Schultern. Er rüttelt sie.

„Marinka! Marinka! — In Gottes Namen! —“

Und plötzlich fassen ihn zwei Hände, kalt vom Tau der Nacht; und doch, wie sie ihn angstvoll befühlen, meint er, daß von ihren eisigen Fingerspitzen Wärme in ihn strömt bis ins Herz hinein.

„O, Jan! Jan! Büst du dat?“ rief Marinka, — „büst du dat würklich? Un heil un gesund? — He hett di nich

andrapen? He hett di keen Leed dohn? — O, Jan! — Nu is god — alles god."

Sie versuchte aufzustehen, aber ihre Kniee trugen sie nicht. Er mußte sie stützen. Und er fragte wieder: „Wo kümmst her, Deern? Wi sünd veertein Stünnen vun Stavenhagen. In Gottes Namen, wo kümmst her?"

„Ick — ick — wull di seggen — ick wull di bedüden — Hermann hett jo swor'n." — Sie fuhr angstvoll auf. „Du hest em nich andrapen?"

„Doch," sagte Jan, „ick hebb em 'drapen!"

„O, Jan!"

„Nee," beruhigte Jan, „tüschen uns is allens reguleert."

„Denn is god, Jan, denn is god."

Eine Ohnmacht wandelte sie an. Jan mußte sie ins Schiff heben. Dort lag sie am Boden wie ein Bündel. Er fragte sie, aber sie antwortete ihm nichts mehr. Den Mann ergriff eine tolle Angst. Er, der gewohnt war, sich von den Weibern bedienen zu lassen, wie nur irgend ein norddeutscher Bauer, nahm seinen Mantel ab, um die Zitternde zuzudecken. Er bereitete ihr von dem Stroh seines Bettes ein Lager im Schiffsraum, flößte ihr ein paar Tropfen Schnaps ein, rieb ihre Hände, ihre eiskalten Füße. Sie redete nicht, von völliger Erschöpfung hingestreckt; sie atmete kaum. Dann und wann streichelte sie ganz sacht seine Hand, den Saum seines Rockes; er fühlte kaum die Bewegung ihrer Finger. Aber er hatte das Ruder wieder eingelegt, strebte stromauf mit voller Kraft. Die Tropfen rannen ihm über die Stirn, er wußte nicht, ob von der Anstrengung oder von der Angst seines Herzens.

Als die ersten roten Sonnenstrahlen über die Heide krochen, beugte Jan sich über die matt Daliegende.

„Marinka, segg, büst würklich den ganzen, wieden Weg herloopen, blot um mi to bedüden?"

Ihre großen, dunkeln Augen starrten ihn angstvoll an. „Hermann hett jo seggt, he würr' di umbringen."

„So“, sagte Jan, „so.“ Er schalt nicht über die Dummheit der Dirne, die Haus und Hof im Stich ließ, um zur Warnung doch zu spät zu kommen. Er fragte nicht achselzuckend: was hättest du mir auch nützen können? Ein eigenes, ihm ganz neues Gefühl schwellte ihm die Brust beim Anblick der mit Schlamm und geronnenem Blut bedeckten Füße, die sich für ihn — für ihn! — wund gelaufen hatten.

„Den Dod harrst dorvun hebben künnt,“ brummte er und steckte den Mantel fester um sie. Ganz barsch und plump tat er's, aber in seinen dunkelblauen Augen war ein Leuchten, das sie sonst nicht gekannt hatten, und das wohl mehr Wärme ausstrahlen mußte als die matte Oktobersonne, denn das blasse Gesicht Marinkas färbte sich jäh mit einer dunkeln Glut, und sie schloß rasch die Lider, um die Tränen zu verstecken, die ihr unaufhaltsam heraufstiegen. Aber sie konnte sie nicht verbergen. Schwer rieselten sie unter den Wimpern hervor über ihre Wangen.

„Worüm plärrst?“ fragte Jan hastig. „Ick segg di jo, alles geiht god.“

Und sie murmelte: „Ick freu' mi jo man blot so!“

Es war Mittag, als Jan das leere Torfschiff in seinem Schuppen vertaute. Die Tür seines Hauses stand weit offen. Der Korb mit den halbgeschälten Äpfeln versperrte den Weg. Die Kühe brüllten ungeduldig und zerrten an ihren Ketten vor Hunger. Er hielt Marinka in den Armen, die noch immer keinen Fuß ansetzen konnte und halb bewußtlos hindämmerte. Aber das Brüllen der Tiere rüttelte sie wach.

„O, Jan, de hebb ick vergeeten.“

„So,“ sagte Jan, „heſt sei vergeeten?“

Sie nickte schuldbewußt. „O, Jan, ick hebb jo an gor nix mihr dacht.“

„Hm,“ brummte er. Aber ehe er die Hungrigen besorgte, legte er Marinka auf ihr Bett. Die schlief schon wieder.

Jan betrachtete sie kopfschüttelnd. „Ick haal 'n Schoolmeester — jo, un wenn ick den Doktor ut Bremen haalen möt!“

Der Schulmeister, der sich auf kranke Moorleute verstand, gab gute Hoffnung. Ausschlafen lassen; eine Tasse warme Milch und schlafen lassen. Morgen früh würde alles in Ordnung sein.

Aber Marinka war überzeugt, daß sie sterben müsse. Sobald der Schulmeister Jans Hof verlassen hatte, richtete sie sich auf dem Ellbogen auf und rief nach Jan.

„Wat denn?" fragte Jan und rückte sich einen Stuhl an ihr Wandbett. „Ligg du man still un slap. Dat ward nu allens god."

„God ward't woll," antwortete sie, Tränen in den Zigeuneraugen. „Aber ick seih dat Gode nich mihr. Nee, Jan, da um ween' ick nich. So een, as ick, is woll to missen, so vergeetern un fahrig. Du brukst mi nu ook nich mihr. Wat schüll ick denn up de Welt! Aber du, Jan, du mötst dat noch 'mal sihr god hebben. Un süh, ick hebb — notwennig hebb ick Clüvers' Dora wat to seggen. Du deihst mi dat toleiw un haalst ehr her. Flink, bevor't to spät ward."

„Ick kunn ehr dat ook woll utrichten," brummte Jan, der ungern die Erregung des Mädchens sah, die Glut auf ihre Wangen malte. „Slap man."

„Nee, nee, ick hebb tom Slapen keen Tied. Un wat ick ehr to seggen hebb, dat schall keen Minsch süß hören, ook du nich. Haal ehr, Jan! Ga un haal ehr."

Jan sah, daß die Kranke sich anders nicht beruhigen würde. Ihn selbst plagte die Neugierde, was dies Mädchen, das ihn so lieb hatte, wohl derjenigen sagen würde, die seine Frau werden sollte. Das Mädchen, das ihn lieb hatte, ihn, nicht seinen Hof und Besitz, ihn selbst. Seit heute nacht lebte ihm eine Ahnung im Herzen, daß das etwas Großes sei, etwas Seltenes, mehr wert vielleicht und heilsamer für das lange Leben, als die Kuh und die zweitausend Taler, die Clüvers' Dora ihm zubrachte, die kluge Dora, die doch eigentlich Vorstehers Hermann liebte, ja, auch nicht einmal den! Vielleicht gar nur sich

selbst und ihr blankes Zinn, die Truhe, mit dem von ihr selbst gesponnenen Leinen, und die harten Taler im Lederbeutel. Nein, seit Vorstehers Hermann sie ihm geschenkt hatte, war ihr Wert ihm wunderlich zusammengeschrumpft, und ins Riesenhafte war ihm der Wert derjenigen gewachsen, die mit blutenden Füßen, unsinnig und nutzlos ihm entgegengelaufen war durch Nacht und Moor, ihm, dem Bräutigam einer andern. Die konnte keiner ihm schenken. Die hatte sich ihm selbst geschenkt. Sie würde nicht sterben. Er glaubte an des Schulmeisters Kunst. Aber hören wollte er doch, was die beiden Mädchen einander zu sagen hatten.

Er ging zu Clüvers. Dora stand am Backofen und dörrte ihre Äpfelschnitze. Als sie ihn daherstapfen sah, ging ein Ausdruck von Erleichterung über ihre Züge.

„Süh do, Jan. Do büst jo!"

„Jo, Dora. Do bün ick." Er sah ihr scharf in die Augen.

Sie lachte. „De dumme Trin', de Marinka, hett mi en dägten Schrecken in't Lief jagt. Se was jo ganz vun Verstanne."

„Jo, dat dumme Mäken is mi jo entgegenloopen kamen, bet halbwegs na Bremen in ehre Angst."

Dora schlug die Hände zusammen. „Wat seggt een? Nee, wenn ick dat wußt harr un ick harr man blot een Dogenblick Tied hadd, ick harr gewiß in dien Wirtschap rin keeken. Dat möt bi di jo dröwer un drunner gahn."

„Jo," gab Jan zu, „use Appelspelten sünd tom Düwel. Aber de Deern hett sich jo inbeeldt, Vorstehers Hermann wör eifersüchtig un stünn' mi na'n Leven. Du glööst natürlicherwies so 'ne Dummheiten nich. Du büst to klook."

Dora wurde rot. „Nu jo — fuchtig mag he jo woll sien, un woll ook noch annere. Aber do kehr' ick mi nich an. Ick frije, wen ick mag."

„Dat's recht," sagte Jan. „Dat doh ick ook. — Un nu liggt de Deern, wat de Marinka is, up'n Dod un barmt, se harr di wat to seggen, un du müggst to ehr kamen."

„Ick?" fragte Dora unbehaglich.

„Du müggst to ehr kamen," wiederholte Jan.

„Jo," stammelte Dora, „ick hebb man gor keen Tied. Is se denn sehr slimm?"

„Se meent't jo," versicherte Jan.

Dora rief die Magd, trocknete sich die Hände ab und folgte ihm zögernd. „Ick weet blot gor nich, wat de Deern vun mi wollen kann."

„Dat weet ick ook nich," erklärte Jan.

Und als sie ins Haus kamen, schob er sie in die Stube, aber er schloß die Tür nicht hinter ihr, er blieb davor stehen und horchte schamlos und reulos.

„Do bün ick," sagte Dora mit ihrer blechernen Stimme zu der Schlafenden, und Marinka fuhr auf.

„Dat's god! dat is sihr god! — Süh, Dora, ick mutt nu sterben, un du un ick, dat wör ook in Ewigkeit nix wor'n, nich wohr?"

„Je nu," meinte Dora, „du harrst di woll noch ännern künnt."

„Mag sien, dat dien Art tothräglicher vör Jan is," fuhr Marinka fort. „Ick bün jo man en ganse Dumme, un he hett sien leiwe Not mit mi. Aber" — sie haschte die Hand der glücklichen Braut — „nich wohr, du hest em leiw? Wenn du't ook nich so vun di geven kannst; up'n annere Maneer, up'n betere, stillere Oart — aber leiw hest em, so leiw as wie ick, Dora? Nich wohr? — Swer mi, dat du em ümmers leiw behollen willst, dat du em en gode Fru sien willst! Swer mi dat!"

„Ick weet gor nich, wie du dortau kümmst, so wat vun mi to verlangen. Ick hebb ümmers mien Schülligkeit dohn, un de doh ick ook künftig. Sweren will ick nix, un di gor nich."

„Swer mi! Swer mi! Oder ick steih ut'n Grave up un komm un mahn di. He geiht giern nach Quelkhorn un spelt Karten. Du mötst em dat afgewennen; aber ganz sacht, dat he dat nich markt. — Und wenn he

sien stillen Dag hett — he seggt mannichen Dag keen drie Wört' —, denn mötst em tofreden laten. O, ick weet so god —! Aber dat is all dumm Tüg! Wenn du 'n man leiw hest! Dat annere find't sich. — Du hest en leiw, mien Jan, nich wohr? Dat is nich an dem, was de Lüe vun di un Vorstehers Hermann vertellen?" —

„Nu is 'nog!" schrie Dora, sprang auf und schleuderte ihren Stuhl zurück. „Ick bün geduldig west, aber nu bün ick mi dat schüllig, dat ick en End' make."

Hier stieß Jan die Tür auf und trat breitspurig in die Stube.

„Ji makt jo 'n dam'schen Skandal, Deerns. Un dat Mäken mutt slapen, hett Schoolmeester seggt."

Er zog Dora am Arm aus der Stube. Die war rot vor Entrüstung.

„Ick segg, Jan, de Deern is nich bi Verstanne."

„Jo," stimmte Jan bei, „mit ehrn Verstanne is dat woll ümmers nich wied her west."

Er lächelte aber dabei so eigentümlich überlegen, daß Dora einen Doppelsinn seiner Worte ahnte.

„Un fort," sagte sie heftig, „ick bün an Fixigkeit un Propretät gewöhnt; ick kann mit so'n Taterminsch nich kramen."

Jan lächelte ruhig weiter. „Nee, nee, dat kann keen' di an Sinn sein."

Lächelnd ging er neben ihr her den Pfad zur Kanalbrücke. Der Pfad war eng, mit Bäumen und Büschen eingefaßt. Kein menschliches Auge sah die beiden Liebesleute. Dora hätte es natürlich gefunden, wenn ihr Bräutigam die Gelegenheit benutzt hätte, um ihr einige Küsse zu rauben. Sie würde geschrieen und mit ihm gescholten haben, versteht sich! Denn so gehörte sich's für eine ehr- und tugendsame Jungfrau. Aber für den Burschen gehörte sich das andre. Vorstehers Hermann war auch nie blöde gewesen. Jan jedoch schritt bedächtig auf der äußersten Kante des Weges hin, ein

halber Meter Raum war zwischen ihnen, und er sprach kein Wort, sah sie nicht einmal an, lächelte nur immerzu sein eigentümliches, pfiffiges Lächeln. Ihr wurde unbehaglich.

„Du büst jo wie utwesselt siet verleden Sunndag. Was is di denn övern Weg loopen? He? — Ick seih gierne klor. Wenn du mi wat to seggen hest, denn segg mi dat leiwer glieks."

„Nee doch," sagte Jan, „du büst jo so'n ganse Klooke. Du sühst jo dörch'n Brett. Di brukt keen ierst to seggen, wat he meent."

„Ick weet nich, ob du mi foppen willst?" fragte Dora und stemmte den Arm in die Seite. „Aber tom Narren hollen lat ick mi nich! — Viellicht is de ganse Brutschap di leed wor'n!"

„Nee," lobte Jan, „wat du klook büst! Ick segg jo."

Dora wurde kirschrot vor Zorn und Entrüstung. „Wat? Dat seggst mi?! Büst du'n Mann? Weetst du, wat du willst? Ei, so gah hen! Gah hen! Ick holl di nich! Meenst, ick harr up di luurt? Ick kann teihn Betere frijen!" —

„Dat weet ick jo," versicherte Jan freundlich. „Ick harr hüüt nacht so'n lütten Snicksnack mit een vun em. Un süh, do bün ick nu wunnerlich in: ick mag annere Lüe ehr Kamisöler nich nahdragen — un ehr Deerns ook nich."

Auf diese schlimme Rede bekam er keine Antwort. Dora war fortgestürmt. Schon sah er ihren Kleiderrock um den ersten weißen Birkenstamm der Landstraße schwingen.

„Fix is se," sagte er vergnügt, „mit't Begriepen un mit de Been'." Und ganz sacht schritt er den Weg zwischen den Wiesen zurück.

Die rote Sonne, dicht am braunen Heiderand stehend, blinzelte ihm schräg ins Gesicht. Er meinte, er hätte sie nie so schön gesehen. Kein Frühlingswind hatte ihm je so lind gedünkt, wie der scharfe Nordwest, der die Haartolle auf seiner niederen Stirn emporbürstete, daß sie wie ein Hahnenkamm sich sträubte. Leise, auf den Fußspitzen, ging er über das Flett, klinkte vorsichtig die Stubentür

auf und trat zu dem Bett der Schläferin. Die Klappen waren weit offen geblieben. Unter dem tiefhängenden Strohdach hinweg lugte die Sonne in den engen Raum, goß rote Glut auf das Kissen, über das die wirren Zigeunerhaare ungeordnet herabhingen. Und Jan nahm diese schwarze Flut, vergrub seine Finger darin, drückte sein Gesicht darauf. Und da Marinka die Augen aufschlug, erschrocken fragend, preßte er seine Lippen auf die ihren.

Sie ließ ihn gewähren. Ein Seufzer hob ihre Brust.

„Ick sterw' woll nu, Jan?"

„In fiftig Johren," lachte Jan, „aber nich hüüt." Und er nahm sie in die Arme. „Du! Du! — mien Deern!"

Ihr Herz schlug heftig. Sie fand nicht die Kraft, dem Glück zu wehren, das sich unerwartet, traumgleich über sie herabsenkte. Ganz leise, ganz scheu nur murmelten ihre Lippen: „— Dora —?"

„Dat is reguleert," versicherte Jan. „Süh, Clüvers' Dora is'n bannig Klooke, en strammen Kommandeur vör Hof un Huus. Du, du büst man bloß so'n lütte, dumme, leiwe Fru vör Jan. De Minsch kann nich von allem toglief hebben. Ick bün tofreden." —

Marinka schlief einen Tag und zwei Nächte. Dann war sie wieder frisch und munter.

Auf der Hochzeit, die richtig Weihnachten gefeiert wurde, fragten die übermütigen Burschen Jan, ob er ihnen denn nun auch wirklich die Zähne einschlagen wolle, wenn sie ihn und Marinka zusammen hochleben ließen? — Aber Jan war heute gemütlich, wie Glückliche sind, und er erklärte ihnen, sie könnten seinetwegen schnacken, was sie wollten. Er wisse nun ganz gewiß, daß er die Richtige erwischt habe. Aber das müsse er sagen: Brautsuchen sei eine verdammt verwickelte Arbeit, und er wünsche nicht, sie noch einmal durchmachen zu müssen.

Ende.

Sechster Jahrgang. Band 1. 2. **v. Wolzogen,** Die tolle Komteß. — 3. **de Tinseau,** Eine
Sirene. — 4. **Philips,** Jack und seine drei Flammen. — 5. 6. **Gunter,**
Mr. Barnes von New York. — 7. **Theuriet,** Gertruds Geheimnis. — 8. **Conway,** Wunderbare Gaben.
— 9. 10. **Ohnet,** Letzte Liebe. — 11. **Voß,** Die Sabinerin. — 12. **Memini,** Mia. — 13. 14. **Croker,**
Diana Barrington. — 15. **v. Heigel,** Der reine Thor. — 16. **Pontoppidan,** Ein Kirchenraub. Junge
Liebe. — 17. 18. **Daudet,** Die Könige im Exil. — 19. **Philips,** Die verhängnisvolle Phryne. — 20. 21.
Ohnet, Sergius Panin. — 22. **Serao,** Achtung Schildwache. — 23. **Rabusson,** Salonidylle. — 24. 25.
Gunter, Mr. Potter aus Texas. — 26. **Murray,** Ein gefährliches Werkzeug.

Siebenter Jahrgang. Band 1. 2. **v. Roberts,** Preisgekrönt. — 3. **Ohnet,** Die Seele Pierres.
— 4. **Theuriet,** Zum Kinderparadies. — 5. 6. **Aïdé,** Imogen. —
7. **Daudet,** Port Tarascon. — 8. **Hope,** Ein Mann von Bedeutung. — 9. 10. **Galitzin,** Ohne Liebe. —
11. **Norris,** Die Erbin. — 12. 13. **v. Wolzogen,** Die kühle Blonde. — 14. **de la Brète,** Mein
Pfarrer und mein Onkel. — 15. **Voß,** Der Mönch von Berchtesgaden. — 16. 17. **Haggard,** Oberst
Quaritch. — 18. **Peschkau,** Noras Roman. — 19. **de Renzis,** Auf Vorposten u. a. Gesch. — 20. 21.
de Tinseau, Versiegelte Lippen. — 22. **Jeffery,** Aus den Papieren eines Wanderers. — 23. **Theuriet,**
Mein Onkel Scipio. — 24. 25. **Delpit,** Wie's im Leben geht. — 26. **de Renzis,** Verhängnis.

Achter Jahrgang. Band 1. 2. **Croker,** Irgend ein Anderer. — 3. **Gordon,** Fräulein Reseda.
Ein Mann der Erfolge. — 4. **Feuillet,** Künstlerehre. — 5. 6. **Böhlau,**
In frischem Wasser. — 7. **Norris,** Die geprellten Verschwörer. — 8. **Gordon,** Daphne. — 9. 10.
Remin, Ein Genie der That. — 11. **Poradowska,** Mischa. — 12. 13. **v. Wolzogen,** Der Thron-
folger. — 14. **Colombi,** Im Reisfeld. Ohne Liebe. — 15. **Mairet,** Eine Künstlerin. — 16. 17. **Gunter,**
Miß Niemand. — 18. **Heyse,** Marienkind. — 19. **Villinger,** Schwarzwaldgeschichten. — 20—22. **Daudet,**
Jack. — 23. Der schwarze Koffer. — 24. **Mairet,** Der Affenmaler. — 25. 26. **Masterman,** Schwer geprüft.

Neunter Jahrgang. Band 1. 2. **Ohnet,** Im Schuldbuch des Hasses. — 3. **Savage,** Meine offi-
zielle Frau. — 4. **Zehren,** Sein Genius. — 5. 6. **Croker,** Ein Zugvogel.
— 7. **Filon,** Violette Merian. — 8. **Lay,** Fräulein Kapitän. — 9. 10. **Gordon,** Ein puritanischer
Heide. — 11. **Coppée,** Das Stück Brot u. a. Gesch. — 12. **Bret Harte,** In der Prairie verlassen. —
[illegible] 14. **de Berkeley,** Zwischen Lipp' und Kelchesrand. — 15. **Conway,** Mein erster Klient u. a. Gesch.
— [illegible] **de Tinseau,** Auf steinigen Pfaden. — 17—19. **Malot,** Heimatlos. — 20. **v. Heigel,** Baronin
Müller. — 21. **Mairet,** In guter Hut. — 22. **Eckstein,** Das Kind. — 23. 24. **Warden,** Das Haus am Moor.
— 25. **Serao,** Giovannino oder den Tod! Dreißig Prozent. — 26. **Toudouze,** Des Seemanns Tagebuch.

Zehnter Jahrgang. Band 1. 2. **Cherbuliez,** Das Geheimnis des Hauslehrers. — 3. **v. Wilden-
bruch,** Das wandernde Licht. — 4. **St. Aubyn,** Einer alten Jungfer Liebes-
traum. — 5. **Schubin,** Schatten. — 6. 7. **Croker,** Unerwartet. — 8. **Franzos,** Ein Opfer. — 9. 10.
Nielsen, Die Möwe. — 11. **Simmy,** Geopfert. — 12. **Dick-May,** Unheimliche Geschichten. — 13. 14.
v. Bülow, Margarete und Ludwig. — 15. **Oliphant,** Die Herzogstochter. — 16. **Daudet,** Briefe aus
meiner Mühle. — 17. 18. **Sims,** Erinnerungen einer Schwiegermutter. — 19. **v. Roberts,** Lou.
— 20. **Lie,** Hof Gilje. — 21. 22. **de Marchi,** Don Cirillos Hut. — 23. **Schultz,** Jean von Kerbren.
— 24. **Villinger,** Unter Bauern. — 25. 26. **Savage,** Prinz Schamyls Brautwerbung.

Elfter Jahrgang. Band 1. 2. **Ohnet,** Das Recht des Kindes. — 3. **v. Gersdorff,** Ein schlechter
Mensch. — 4. **Peard,** Mademoiselle. — 5. 6. **Bourget,** Kosmopolis. —
7. **Stockton,** Eine schnurrige Geschichte. — 8. **Coppée,** Die wahren Reichen. — 9. 10. **Bock,** Simson und
Delila. — 11. **Jókai,** Die gelbe Rose. — 12. **Gréville,** Verloren. — 13. 14. **Croker,** Zwei Herren.
— 15. **de Amicis,** Eine Schultragödie. — 16. **Harraden,** Schiffe, die nachts sich begegnen. — 17. 18.
Spielhagen, Susi. — 19. Tim. — 20. **Munch,** Frauen. — 21. 22. **de Berkeley,** Die alte Geschichte.
— 23. **v. Heigel,** Der Sänger. — 24. **Sims,** Möblierte Wohnungen. — 25. 26. **Clifford,** Tante Anna.

Zwölfter Jahrgang. Band 1. 2. **v. Wolzogen,** Die Erbschleicherinnen. — 3. **Ottolengui,**
Der Kameenknopf. — 4. **Claretie,** Die Cigarette und andere Geschichten.
— 5. 6. **Benson,** Dodo. — 7. **Zehren,** Die Brüder. — 8. **Howells,** Pflichtgefühl. — 9. 10. **v. Roberts,**
Revanche! — 11. **Serrao,** Pinsel und Meißel. — 12. **v. Gersdorff,** Schwere Frage. — 13. 14.
Rameau, Das Magdalenenhaar. — 15. **Moore,** Der Verkauf einer Seele. — 16. **Savage,** Wandel-
bilder. — 17. 18. **Spielhagen,** Selbstgerecht. — 19. **Jerome,** Roman-Studien. — 20. **Busse,** Jugend-
stürme. — 21. 22. **Croker,** Eine Familienähnlichkeit. — 23. **van Horst,** Verbotene Frucht. —
24. **Moeller,** Gold und Ehre. — 25. 26. **Jota,** Eine gelbe Aster.

Dreizehnter Jahrgang. Band 1. 2. **Voß,** Villa Falconieri. — 3. **Ohnet,** Die Tochter des
Abgeordneten. — 4. **Hopfen,** Die Siegerin. — 5. 6. **Croker,**
Eine dritte Person. — 7. **Gyp,** Flederwischs Heirat. — 8. **Bigot,** Eine internationale Ehe. — 9. 10.
Gerbrandt, Sich selber treu. — 11. **Loti,** Islandfischer. — 12. **Böhlau,** Ratsmädel- und Alt-
weimarische Geschichten. — 13. 14. **Rod,** Die weißen Felsen. — 15. **v. Heigel,** Der Herr Stationschef.
— 16. **de Berkeley,** Ein Reiseabenteuer. — 17. 18. **Savage,** Die Hexe von Harlem. — 19. **Verga,**
Königstigerin. — 20. **Boyesen,** Selbstbestimmung. — 21. 22. **Mengs,** Frost im Frühling. —
23. **Niemann,** Smaragda. — 24. **Croker,** Lady Hildegard. — 25. 26. **Luska,** Zu jung gefreit.

Vierzehnter Jahrgang. Band 1. 2. **v. Wolzogen,** Der Kraft-Mayr. — 3. **Böhlau,** Alt-
weimarische Liebes- und Ehegeschichten. — 4. **Mathers,** Das Bäschen
vom Lande. — 5. 6. **Ohnet,** Der Pfarrer von Favières. — 7. 8. **Schubin,** Die Heimkehr. — 9. **de Tinseau,**
Vergessene Pflicht. — 10. **Hyne,** Gauner-Ehre. — 11. **de Amicis,** Liebe und Gymnastik. — 12. 13.
Croker, Ein Millionär. — 14. **Brada,** Im Joche der Liebe. — 15. **Böhlau,** Verspielte Leute. —
16. **Robinson,** Die goldene Hand. — 17. 18. **v. Roberts,** Die schöne Helena. — 19. **Murray,** Der
Bischof in Not. — 20. **Gréville,** Das Geständnis. — 21. 22. **White,** Korruption. — 23. **Vincent,** Künstler-
blut. — 24. **Merrick,** Eine persönliche Ansicht. — 25. 26. **Orloffsky-Golowin,** Die Nihilistin.

Forts. siehe 4. Seite des Umschlags.

Fünfzehnter Jahrgang. Band 1. 2. **Hopfen,** Der Väter zweie. — 3. **Hill,** Um eines Haare[illegible] Breite. — 4. **Eckstein,** Willibald Menz. Lavafluten. — 5. 6. **Ohnet,** Nimrod & Cie. — 7. **Malling,** Der alte Herrenhof. — 8. **Griffiths,** Im Expreßzug Rom-Paris. — 9. 10. **H. v. Zobeltitz,** Talmi. — 11. **Yorke,** Um des Kindes willen. — 12. **Claretie,** Das Auge de[illegible] Toten. — 13. 14. **Croker,** Verheiratet oder ledig? — 15. **Ahrenberg,** Neue Bahnen. — 16. **Murray,** Ein Spitzbubengewissen. — 17. 18. **Schubin,** Vollmondzauber. — 19. **Clifford,** Ein sonderbarer Stell[illegible]vertreter. — 20. **v. Bunsen,** Auf Riedenheim. — 21. 22. **Markewitsch,** Prinzessin Lina. — 23. **Doyle,** Ein gefährlicher Ausflug. — 24. **Georgy,** Aus den Memoiren einer Berliner Range. — 25. 2[illegible] **Rameau,** Die Letzten aus dem Hause Montberthier.

Sechzehnter Jahrgang. Band 1. 2. **Ohnet,** In der Tiefe des Abgrunds. — 3. **Skowronnek** Hans der Sieger. — 4. **Loti,** Ein Seemann. — 5. 6. **Croker,** Mi[illegible] Balmaines Vergangenheit. — 7. **v. Woude,** Im eigenen Nest. — 8. **Hope,** Mr. Witts Witwe. — 9. 10. **Döring,** Jadwiga. — 11. **Hornung,** Der neue Herzog. — 12. **de Bièvre,** Tante Baby. — 13. 14. **F. v. Zobeltitz,** Das Heiratsjahr. — 15. **Wahlenberg,** Maria Hilding. — 16. **Alden,** Sein[illegible] Tochter. — 17. 18. **Hopfen,** Die ganze Hand. — 19. **Gerard,** Eine vergessene Sünde. — 20. **Wolters** Der Wohlthäter. — 21. 22. **Theuriet,** Die Zuflucht. — 23. **Grahame,** Das goldene Zeitalter. — 24. **v. Baudissin,** Im engen Kreise. — 25. 26. **Croker,** Berechtigter Stolz?

Siebzehnter Jahrgang. Bd. 1. 2. **Davis,** Soldaten d. Glücks. — 3. **Skowronnek,** Ihr Jung[illegible] — 4. **de Wailly,** Lucettes Schwur. — 5. 6. **Kipling** und **Balestier** Naulahka. — 7. **Misch,** Der Adelsmensch. — 8. **de Tinseau,** Durch fremde Schuld. — 9. 10. **Schul[illegible] vom Brühl,** Frühlings-Evangelium. — 11. **Murray,** Die Jagd nach Millionen. — 12. **Busse,** Rösche[illegible] Rhode. — 13. 14. **Leys,** Das Geheimnis des Rechtsanwalts. — 15. **H. v. Zobeltitz,** Die Tante aus Sparta — 16. **Theuriet,** Unter Rosen. — 17. 18. **Schubin,** Im gewohnten Geleis. — 19. **Lie,** Im Märchen[illegible]land. — 20. **Hopfen,** Zehn oder elf? — 21. 22. **Croker,** Die Dorfschönheit. — 23. **Blicher-Clausen** Inga Heine. — 24. **Griffiths,** Ein schneidiges Mädchen. — 25. 26. **v. Oertzen,** Eine glückliche Han[illegible]

Achtzehnter Jahrgang. Band 1. 2. **v. Wolzogen,** Die arme Sünderin. — 3. **Bodkin,** Ver[illegible]schwindende Diamanten. — 4. **v. Bülow,** Im Hexenring. — 5. 6 **Lesueur,** Slavische Leidenschaft. — 7. **Voß,** Der gute Fra Checco und andre Geschichten. — 8. **de Ve[illegible] Stacpoole,** Toto. — 9. 10. **v. Roberts,** Schwiegertöchter. — 11. **Aïdé,** Die Erzieherin. — 12. **H. v. Zobel[illegible]titz,** Frau Karola. — 13. 14. **Robinson,** Jung-Nin. — 15. **v. Oertzen,** Frei für die Ehre! — 16. **Bourget,** Das Spitzenmäuschen und andres. — 17. 18. **F. v. Zobeltitz,** Die papierene Macht. — 19. **Glyn,** Elisabeths Besuche. — 20. **Döring,** Der Förster. Heinrich Timm. — 21. 22. **Ohnet,** Di[illegible] lichtscheue Dame. — 23. **Croker,** Die Spinne und andre Geschichten. — 24. **Heine,** Bis ins drit[illegible] und vierte Glied. — 25. 26. **Burnett,** Eine vornehme Dame.

Neunzehnter Jahrgang.

1. 2. **Der Backfischkasten.** Von Fedor von Zobeltitz. 2 Bände.

Wie in seinem köstlichen „Heiratsjahr", so gibt der Verfasser auch in diesem neuen heiteren Roman seiner nie versiegenden Laune fröhlich Spielraum. „Der Backfischkasten" ist ein übermütiger Scherz, aber der Scherz eines ganzen Poeten: eine glückliche Mischung von Humor und Satire, liebenswürdig erzählt und von dichterischem Empfinden getragen — ein Buch voll Sonnenschein.

3. **Zwei Sünder.** Von Ouida. Aus dem Englischen.

„Zwei Sünder" ist ein späteres Werk Ouidas, das die gefeierte Verfasserin von einer anderen Seite zeigt; nicht als die brillante Schilderin der großen Welt, sondern als eine tiefe Psychologin. Weltweisheit und Menschenliebe durchleuchten dieses durch Feinheit der realistischen Detailzeichnung hervorragende Buch, das im englischen Original dem Andenken Guy de Maupassants gewidmet ist.

4. **Marška.** Von Ossip Schubin.

Armut, Verführung, Lüge — diese drei Worte bilden den erschütternden Grundakkord zu dieser Gretchentragödie auf dem Dorfe, mit der sich Ossip Schubin neben die Ebner-Eschenbach gestellt hat.

5. 6. **Daheim.** Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Diese meisterhaft erzählte Geschichte bildet das Gegenstück zu Malots berühmtem „Heimatlos", dem es an Innigkeit der Empfindung und Gemütstiefe nicht nachsteht. Wie dieses wird es nicht verfehlen, junge und alte Herzen mit Rührung und Begeisterung zu erfüllen.

7. **Man lebt so hin ...** Von Thé von Ro[illegible]

Wie die Bilder eines Kinematographen, so [illegible] Lebenswahrheit und Naturtreue, rollen sich di[illegible] Schilderungen aus dem heutigen Alltagsleben d[illegible] Offizierskreise vor uns ab: wir sehen moder[illegible] Menschen mit all ihren Fehlern und Vorzüge[illegible] und erleben mit ihnen frohe, ernste und trübe Tag[illegible]

8. **Fräulein Detektiv.** Von M. Mc Donnel[illegible] Bodkin. Aus dem Englischen.

Der Verfasser gibt uns ein Dutzend Beispiele v[illegible] der Schlauheit seiner Heldin, eins immer üb[illegible]raschender und unterhaltender als das andre.

9. 10. **Irrlichter.** Von Margarete vo[illegible] Oertzen. 2 Bände.

Mit kühner Feder und in kräftigen Farben schild[illegible] Margarete von Oertzen die Schicksale einer bestimmte[illegible] Klasse unruhiger Existenzen, krankhafter Natur[illegible] deren Einfluß alles, was stark und gesund ist [illegible] sie her, zu erliegen droht, bis die seelische Kraft u[illegible] Ueberlegenheit sich gewaltig losringt und freimach[illegible]

11. **Auf halbem Wege.** Von Edouard Ro[illegible] Aus dem Französischen.

Das tiefgründige, zum Nachdenken anregende We[illegible] eines feinen Geistes, worin ein fesselndes Proble[illegible] feste Gestalt und frischpulsierendes Leben gewin[illegible]

12. **Geschichten von der Nordkante.** Vo[illegible] Luise Westkirch.

Einfache Leute aus dem Volk, eigenartig in ih[illegible] Unscheinbarkeit wie das Heidekraut ihrer Heim[illegible] und knorrig wie die Föhren ihrer mageren Wälde[illegible] das sind die Helden der drei Novellen. Wer ger[illegible] einem Stamm des deutschen Volkes ins Herz schau[illegible] mag, sehen was für Wellen das Leben in dem a[illegible]gelegenen Winkel im Nord-Nordwesten schlägt u[illegible] wie in den Köpfen dieser Sachsen und Friesen d[illegible] Welt sich malt, für den ist dieses Buch geschrieben

No. 180. Stuttgart, Silberburgstrasse 189, den 24. Januar 1903. — J. Engelhorn, Verlagsbuchhandlung.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



